HS PF

vunk

Hans-Joachim Grupp

Weihnachtsgeschichten aus dem Schwarzwald

Mit einem Vorwort von Ulrich Jautz und
einem Nachwort von Tobias Brönneke

Verbraucherrecht | Verbraucherstreitbeilegung | Lehre

Nachhaltigkeit | Digitalisierung und IT | Werte

Nr. V003 der Ausgabe

Forschung für die Zukunftsgesellschaft

Schriftenreihe des vunk

Prof. Dr. Hans-Joachim Grupp

Weihnachtsgeschichten aus dem Schwarzwald

Mit einem Vorwort von Prof. Dr. Ulrich Jautz und einem Nachwort von Prof. Dr. Tobias Brönneke

Illustrationen: Constanze Spranger, Contactgrafik.de

Erschienen als Nr. V003 in der Schriftenreihe des vunk:
„Forschung für die Zukunftsgesellschaft“

Zugleich erschienen als Teil der Beiträge der Hochschule Pforzheim als Nr. 180

Pforzheim, Dezember 2023

ISSN: 0946-3755

ISBN: 978-3-911165-00-6 (Online-Ausgabe)

https://opus-hspf.bsz-bw.de

https://hs-pforzheim.de/vunk/schriftenreihe

Forschung für die Zukunftsgesellschaft. Schriftenreihe des vunk.

Beitrag Nr. V003

Herausgeber

Prof. Dr. Tobias Brönneke
Prof. Dr. Steffen Kroschwald
Prof. Dr. Hanno Beck
Prof. Dr. Peter Heidrich
Prof. Dr. Ulrich Jautz
Patrik Schmidt LL.M.
Prof. Dr. Marina Tamm

Zentrum Verbraucherforschung
und nachhaltiger Konsum | vunk

Hochschule Pforzheim
Tiefenbronner Str. 65
75175 Pforzheim

Tel: +49 7231 / 28-6018
E-Mail: Sekretariat.vunk@hs-pforzheim.de

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.dnb.de abrufbar.

Diese Schriftenreihe *Forschung für die Zukunftsgesellschaft. Schriftenreihe des vunk* ist Teil der Beiträge der Hochschule Pforzheim.

Herausgeberschaft der Beiträge der Hochschule Pforzheim

Prof. Dr. Rebecca Bulander, Prof. Dr. Christa Wehner, Prof. Dr. Thomas Hensel, Prof. Dr. Norbert Jost, Prof. Dr. Thomas Cleff, Prof. Dr. Hanno Beck (geschäftsführend; hanno.beck@hs-pforzheim.de)

Hochschule Pforzheim
Tiefenbronner Str. 65
75175 Pforzheim

E-Mail: beitraege.hochschule@hs-pforzheim.de

Ausgabe: Dezember 2023

ISSN: 0946-3755

Inhaltsverzeichnis

Vorwort des Rektors der Hochschule Pforzheim Prof. Dr. Ulrich Jautz	5
Wie wird man ein Weihnachtspoet? Prof. Dr. Hans-Joachim Grupp	8
Ferne schöne Kinderweihnacht	10
Der gestohlene Weihnachtsbaum	19
Die Schande	26
Der vierte König	33
Der Richter des Herodes	42
Pfeffer's Weihnacht	49
Der Weihnachtspoet	56
Am inneren Berg	62
Toto – Das Weihnachtswunder	71
Sieben auf einen Streich	79
In Frieden	89
Die Verteidigung des Königs Melchior	96
Pepe	102
Der Rottenführer	108
Das Weihnachtshaus	116
Das Tribunal gegen den Tetrarchen Herodes	124

Mein schönstes Weihnachten 138

Das Christkind im Limbus 148

Nachwort von Prof. Dr. Tobias Brönneke 154

Forschung für die Zukunftsgesellschaft – Schriftenreihe des vunk

Vorwort des Rektors der Hochschule Pforzheim Prof. Dr. Ulrich Jautz

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

von meinem ehemaligen Kollegen Hans-Joachim Grupp wusste ich, dass er in juristischen Fachfragen mit messerscharfer Analytik, rhetorischer Brillanz und Liebe zum Detail agierte. Nicht umsonst war er von 1972 bis zu seiner Emeritierung Professor an der Hochschule Pforzheim und einer der Pioniere des Wirtschaftsrechts.

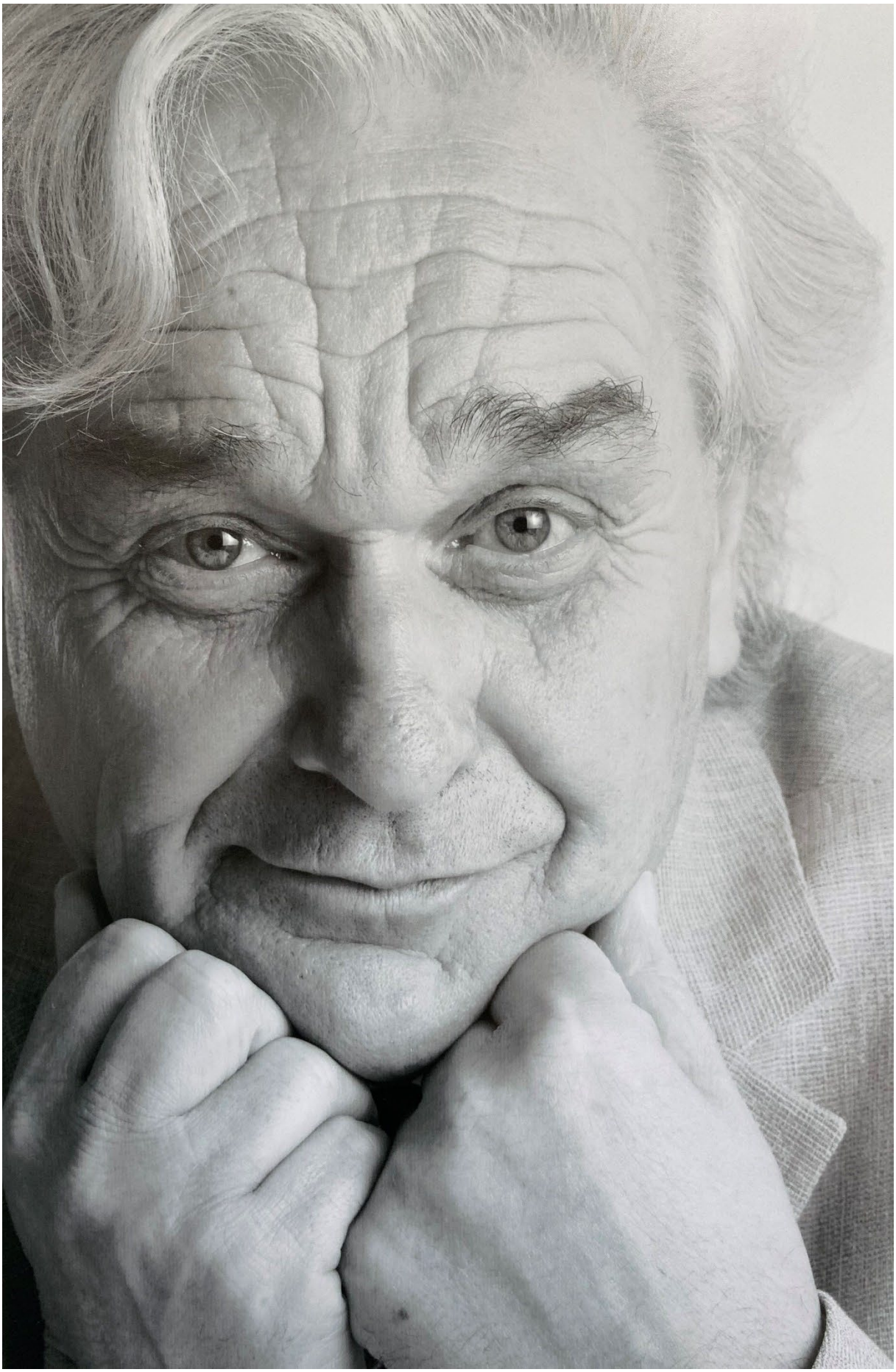
Ich muss gestehen, dass ich erst nach seinem Tod Begegnung mit einer weiteren Begabung von ihm hatte: seinen literarischen Fähigkeiten. Seine „Gesammelten Weihnachtsgeschichten" sind nicht nur ein Beleg dafür – sie sind eine wahre Freude zu lesen. Gerade die Weihnachtszeit mit ihrer besonderen Jahresendstimmung, ist wie gemacht, um sich auf die Begegnungen, Beschreibungen und Ereignisse aus Grupps Weihnachtsgeschichten mit Genuss einzulassen. Nicht nur heiter, sondern direkt, wo das Schicksal seine Schatten über ihn wirft; nachdenklich, wo andere Weihnachtsgeschichten oberflächlich lustig bleiben wollen. Und doch stets unterhaltsam. Sein Humor ist feinsinnig, kommt bei den Begegnungen mit Weggefährten und zwischen seinen Figuren durch seine scharfsinnigen Beobachtungen und der oben erwähnten Liebe zum Detail, voll zur Geltung.

Ein Werk, so vielseitig wie sein Autor, das unser aller Hochachtung verdient. Denn so einfach, wie Grupp es im Vorwort seiner Geschichten fallen lässt, wird man eben kein Weihnachtspoet. Dazu gehören viel Geist und Talent.

Ich freue mich, dass unser ehemaliger Kollege auch auf diesem Feld in bester Erinnerung bleibt, und wünsche Ihnen bei der Lektüre mindestens so viel Vergnügen, wie ich es hatte.

Ihr

Ulrich Jautz



WIE WIRD MAN EIN WEIHNACHTSPOET?

Wie wird man ein Weihnachtspoet? Ganz einfach: Man setzt sich an einem beliebigen Adventsabend zu seiner Frau in die Küche. Sie knetet Lebkuchenteig und nimmt die Ausstecherle aus dem Ofen. Selbst ist man völlig überflüssig: Zum Helfen ist man zu ungeschickt und das Versuchen der Bäckerei ist strengstens untersagt. Ideale Dichterstimmung also: Von herrlichen Düften umgeben, doch dem Genusse fern und das alles in erzwungener Muße. Die erste Geschichte perlt spontan und mühelos heraus: Sie ist ja nur für dich. Bei den nächsten Geschichten gibt es schon ein kleines Auditorium, bestehend aus der Familie, später kommen Freunde zum Vorlesen und eines schönen Tages fragen die Leute schon im November, ob die neue Geschichte »stehe«. Aus Lust wird Last. Wie ist das Feld Weihnachten nach drei oder vier Geschichten noch neu zu beackern? Es gibt historische Geschichten, wie der »Richter des Herodes« oder »Die Verteidigung des Königs Melchior«, Kindheitserinnerungen wie »Der gestohlene Weihnachtsbaum« oder »Feme schöne Kinderweihnacht« Wann ist Schluss, wann ist das Thema erschöpft? Beim Wiederlesen fiel mir auf, dass die Erzählungen selbst eine eigene Geschichte bekommen haben. Im »Vierten König« agiert 1988 noch der Junge gegen Faschismus und Raketendepots, bei »Sieben auf einen Streich« weht einem die kalte Sprache des Kapitalismus an, und 1997 kommt das kindliche Gespräch mit dem zukünftigen Enkel. Alle Geschichten können auch Kinder hören und verstehen. Die Erwachsenen spielen dazu ihre eigene Lebensmelodie, getragen von den Gedanken an Geburt und Tod und dem, was dazwischen ist: dem Leben, dem wirklichen Leben. Das wirkliche Leben ist immer die eigene Vorstellung von ihm selbst. So durchziehen also alle Geschichten das Wandelbare und die Frage, was letztlich bleibt. So wenig, wie ich das künftige Leben voraussagen kann, so wenig lässt sich ausmachen, ob und welche Geschichten künftig noch entstehen. Ich bin jedes Jahr erleichtert, wenn trotz zunächst empfundener Leere doch wieder eine Geschichte aufsteht, die sich wie an einer Perlenschnur zu den anderen gesellt. Ich weiß dann: Erstarrung hat sich meiner noch nicht bemächtigt, ich schreite noch das Geviert der Phantasie aus. Weihnachten kann also wieder und wieder neu kommen.

Hans-Joachim Grupp, 1998

FERNE SCHÖNE KINDERWEIHNACHT

Weihnachten 1998

Es ist eine Binsenwahrheit: Je älter man wird, desto schneller dreht sich das Jahr im Kreise, die Weihnachten folgen Schlag auf Schlag. Ist einmal Mariä Himmelfahrt am 15. August vorbei, so steht Weihnachten vor der Tür. Und wer das nicht merkt, dem heizt schon Ende Oktober das Stuttgarter Hofbräu ein, in dem Nikoläuse mit Wattebärten von den Plakatwänden das Festbier anpreisen. Wie ewig dehnte sich als Kind die Zeit. Konnte man sich damals, sagen wir nach den Sommerferien, vorstellen, dass Weihnachten kommt? - Mein Freund Götz, genannt Selim, hat mir einmal kurz nach Allerheiligen unter der Schulbank in das Aufgabenheft geschrieben: »Ich freue mich heute am 3. November auf die Weihnachtsgans!«

Wie kann man das nur? Sich auf etwas freuen, das noch so weit entfernt ist, nicht einmal ein Lichtpünktchen am Zukunftshimmel. Und doch: Irgendwie nach vielen Klassenarbeiten stand dann der Adventskranz auf dem Tisch. Zwar brannte nur eine Kerze, das heißt, es war noch weit hin bis Nikolaus, an Weihnachten gar nicht zu denken. Nach dem Abendessen wurde das Licht ausgelöscht und die Kerzen angezündet. Man sang ein Adventslied, meistens: »Tauet Himmel, der Gerechten« oder »Hört, eine helle Stimme erklingt, die mahnend durch das Dunkel dringt.« Im Anschluss daran knackten alle Herumsitzenden haufenweise Walnüsse. Die waren zu dieser Zeit noch frisch. Man musste ihnen das bittere Häutchen abziehen. Aber dann zu Butterbrot und Glühmost: Rotbackige Seligkeit! Das Schöne war das Ritual. Man musste zweimal in der Woche zum Rorate morgens um sechs Uhr in die Kirche. Also hieß es um halb sechs in der Nacht, meist im knirschenden Schnee, wegzustampfen. Und wenn die Kirche aus war, war es immer noch Nacht. Genau wie immer, zog dann die Familie zum Bäcker Schmückle. Dort war es hell und warm, duftete nach frischem Brot und Frau Schmückle packte an die fünfzehn Brezeln ein, ofenwarm noch. Zu Hause konnte man die in heißen Kakao tunken und daran denken, dass bald die zweite Kerze entzündet wird.

Alles in der Vorweihnachtszeit war rituell vorbestimmt und doch - wenn auch unüberraschend - neu. Das Kind will nichts Neues. Es möchte Wohlbekanntes freudig erwarten. Die Weihnachtszeit war wie ein Märchen. Man wollte es immer wieder erleben, aber immer gleich. Nie hätte ich mir beispielsweise vorstellen können, dass Weihnachten war, ohne dass eine brutzelnde Gans auf den Tisch kam. Selleriesalat gab es dazu, um das Gänsefett im Magen zu verteilen, wie man sagte. Und voraus Hirnsuppe mit Pfeiselen, also ein rundes Schmalzgebäck, das über die Suppe gestreut wurde. Eines war auch klar: Nach der mehr gefürchteten als ersehnten Nikolausfeier fing plötzlich das ganz Haus, vor allem am Abend, nach Weihnachtsbäckerei an zu riechen. Ich will immer dieselben Sorten: Springerle musste es geben, ebenso wie Lebkuchen, die mir besonders lieben Alberdle, weil sie eine Schicht Hagebuttenmarmelade in sich bargen, Zimtsterne, die außen etwas brüchig, innen aber ein wenig zäh und feucht sein mussten, verschiedenförmige Ausstecher, also Mond, Hähnchen, Butter, das Ganze mit Hagelzucker bestreut: Das war es. Und so musste es auch dieses Mal sein.

Ach, und dieser Morgen! Das Herz wollte einem im Leibe stocken und gleichzeitig pochte es wie wild bis zu den Halsschlagadern. Die Glasschiebetür zum Herrenzimmer war zu, die Scheiben mit Packpapier abgedeckt und verklebt. Jetzt waren die Engel am Werk und jedes naseweise Spicken durch eine erleuchtete Ritze hätte sie bestimmt vertrieben. Und nichts wäre gewesen mit Christbaum und Geschenken. Das Herrenzimmer war also auf einmal in ein heiliges Geheimnis gehüllt. Alle Wünsche konnte es erfüllen, wenn man seine Heiligkeit achtete und alles konnte verloren gehen, wenn dieses geheimnisvolle Walten gestört wurde. Waren jetzt, jetzt in dem Augenblick, wo ich vor der blinden Glastüre stand, die Englein tatsächlich drin? Eineinhalb Meter von mir entfernt oder holten sie derzeit Nachschub vom Himmel?

Mir fällt plötzlich auf, jetzt, wo ich wieder ich war, das heißt fast 60jährig, am Weihnachtsnachmittag auf dem Sofa döse, mir fällt auf, dass so liebliche tiefempfundene Erinnerungen von der eigentlichen Bescherung mir gar nicht einfallen wollen. Gleichwohl: Die Sehnsucht, dass alles nochmals wirklich zu erleben, nochmals ein Kind zu sein, das Geheimnis, die Sehnsucht, das bange Warten, die schönen Bräuche fühlen, sehen, riechen:

Wie wunderbar musste das sein! Nochmals einzutauchen in die ferne schöne Kinderweihnacht. »Wenn Du das wünschst, dann wird es Dir gewährt.« »Moment mal, langsam, wer spricht denn da?« Ich fragte das nur rhetorisch, um Zeit zu gewinnen. Denn vor mir sah ich den Engel, der zur Staffage des Krippenensembles gehörte, das vom Heiligen Abend an bis Lichtmess am rechten Seitenaltar, dem Josefs-Altar, aufgebaut war. In der Mitte natürlich die Krippe mit Balken und ausgestopft mit Moos. Darin aus Gips die Heilige Familie mit Ochs und Esel. Und auf den Anhöhen jede Menge Schafe und Hirten, die sämtlich auf die Krippe zustrebten. Als Hintergrund - allerdings nur gemalt – glänzte der sternenübersäte nachtblaue Himmel Bethlehems. Dann war noch der Engel. Er war mit Blumendraht an der Firsthaube der Krippe befestigt. Gewöhnlich sprach er nicht, sondern hielt ein aus Gips gefertigtes aufgerolltes Band in den Händen, worauf stand: Gloria in excelsis Deo. Jetzt zeigte er mir aber nicht das Band, sondern sprach wirklich: » Wenn Du das wünschst, dann wird es Dir gewährt! Du wirst wirklich wieder ein Bub und alles geschieht wie es wirklich war.«

Ich musste erst gar nicht antworten, denn schon sah ich mich als Bub, akkurat vor dieser Krippe stehen. Ich hatte nicht bemerkt, dass der Messner Anton vom Glockenturm her das rechte Kirchenschiff durchmaß. Ich konnte auch nichts hören. Denn der Messner Anton ging nach jahrelang geübten Werken der Frömmigkeit demutsvoll, immer die Zehen nach innen gekehrt. Und um die ehrfürchtige Halle nicht durch laute Tritte zu besudeln, knickte er bei jedem nach innen gekehrtem Schritt katholisch demütig mit dem Knie ein. Kurz: Er hatte sich eine gottgefällige Lautlosigkeit angewöhnt, die mir nun zum Verhängnis wurde. Die Watsch saß unverhofft und heftig am rechten Ohr von hinten und soweit ich später feststellen konnte, hat er den unchristlichen Knall nicht bereut. Was mich anging, so geschah die Backpfeife im heiligen Zorn und war von vorne herein den guten Werken zuzurechnen. Ich hätte die ganze Krippe, ja die ganze Kirche anzünden können, geiferte er in der Sakristei, wohin er mich am Ohr zog. Konnte ich aber nicht. Denn das Feuerzeug, das mein Onkel Eugen aus dem Russlandfeldzug mitgebracht und das jetzt ich hatte, schlug zwar Funken, aber brannte nicht, weil, wie ich glaube, der Docht versoffen war. Und darüber hinaus hätte das heilige Moos in der Krippe nie gebrannt, allenfalls geglostet. Aber das wusste ich: Komme ja einem Erwachsenen und speziell denen, die Backpfeifen austeilen durften, nicht mit Erklärungen. Ich wollte

auch nichts erklären, ich bat inständig nur darum, der Herr Dekan, der bekanntlich eine geistliche, aber eine deutlich härtere Hand führte, möge jetzt nicht erscheinen. Heiliger Josef, ich verspreche Dir zehn, nein zwanzig Vaterunser, jeweils mit einem Gegrüßet seist du Maria, wenn jetzt nicht der Herr Dekan kommt! Denn ich war wegen des Vorfalls am zweiten Adventsonntag noch immer in der Strafklasse beim Herrn Dekan und erst recht zu Hause. Abendliche Adventsfeier beim Nüsseknacken und Glühmost. Welche Scham! Niemand, nicht Mutter und Geschwister und ganz gewiss nicht der allmächtige Vater, sprach mich mehr an. Die Luft war zum Schneiden dick vor lauter Undankbarkeit. Meiner eigenen. Was war geschehen?

Ich ministrierte am zweiten Adventsonntag im Hochamt. Und das Hochamt beginnt damit, dass der Herr Dekan den Mittelgang durchläuft und das Weihwasser mit einem großen Pinsel austeilt. Ich laufe hinterher mit dem vollen Wasserkessel. Hinten im Glockenturm kehrt der Herr Dekan um und gibt mir den Pinsel. Denn zurück gibt es kein Weihwasser mehr. Nun hat mich beim Runtergehen der Günter Träuble, der Ginne also, so hämisch angelacht, wohl, weil er stärker war als ich. Eigentlich wollte ich überhaupt nichts tun, aber weil der Ginne so höhnisch gelacht hatte... mir ist der Pinsel nur so einfach herausgefahren. Weil der Pinsel aber ganz in Weihwasser gesteckt hat und richtig vollgesogen - was ich nicht wissen konnte. Jedenfalls, der Ginne war von dem Weihwasser patschnass. Der Herr Dekan hätte nichts gemerkt, aber der hinter der Bubenbank stehende Rektor Franz-Maria Miller hat alles gesehen. Ich kenne keinen frömmeren Rektor. Zur Kommunion verschloss er seinen unwürdigen Mund mit betenden Händen und rückwärts musste der Organist sein Lieblingslied spielen: »Wie ein Hirsch nach Wasserquellen, sehnt sich Gott mein Herz nach Dir.« Weil die fromme Sehnsucht des Herrn Rektors *so* groß war, übertönte er leicht die Orgel. Wie jemand bei mir. Niemand habe je den Heiligen Geist *so* beleidigt wie ich, *so* tönte er nachher in der Sakristei. Und der Herr Dekan sagte: Gott lässt Seiner nicht spotten. Aber ich wollte weder Gott noch Seiner spotten. Ich wollte nur, dass der Ginne nicht so höhnisch lacht, weil er stärker ist als ich. Aber ich wusste aus Erfahrung, dass eine Erklärung vor den allmächtigen Erwachsenen die Angelegenheit nur verschlimmern würde. So vieles war unerklärt und alles latent gefährlich. Wieso war plötzlich der Heilige Geist im Weihwasser, wo er doch sonst nur als Taube

auftrat? Warum ist beim gleichen Akt der Heilige Geist beleidigt, während Gott Seiner nicht spotten lässt? Was ist schlimmer?

Bloß nichts fragen, es wäre womöglich eine noch schlimmere Sünde, wenn nicht sogar eine Lästerung gewesen. Besser war es, man war einfach still. Dann galt man zwar als verstockt und es hagelte Kopfnüsse, aber mehr nicht. Noch besser, eigentlich am besten wäre es gewesen, man hätte einen frommen Spruch gewusst wie beispielsweise der Dietmar Beck, der Streber, der so schönschreiben konnte und mir immer als Vorbild hingehalten wurde. Er hätte an meiner Stelle gesagt: »In Demut und Reue bekenne ich alle meine Sünden. « Dann hätte sich das Gesicht des Herrn Dekan entspannt und man wäre nur mit geistlichen Ermahnungen gesalbt worden. So aber wurde der Verstockte der weltlichen Macht, dem allwissenden Stellvertreter Gottes auf Erden, meinem Vater, übergeben. Ob ich eigentlich wisse, wie undankbar ich den eigenen Eltern gegenüber sei? - Ja, ich weiß es! - Nein, Du weißt gar nichts. Ich soll ihn, meinen Vater, anschauen, gefälligst anschauen! - Aus kleinsten Verhältnissen bei Hunger und Steckrüben nach dem Krieg habe er in Eiseskälte gelernt, gelernt und nichts als gelernt. Nur Einser habe er heimgebracht. Und Du, was tust Du? - Er sorge und mühe sich Tag und Nacht um uns und ich hätte somit das schönste Leben. Man verlange ja nicht viel: Fleiß, Disziplin und Gottesfurcht. Ob ich wisse, was im vierten Gebot stehe? - Ja, ich weiß es. Dass du Vater und Mutter ehrest, damit du lange lebest auf Erden!

Ich werde nicht alt. Und ich weiß aus dem Katechismus, wie es aussieht, wo ich hinkomme. Auf dem Bild vom Jüngsten Gericht stehen die Verdammten nackt. Um ihre Nacktheit nicht sehen zu können, schlagen ihnen die Flammen bis an die Achselhöhlen. Damit dieses Schicksal mich nicht so schnell ereilt, will ich künftig dankbar sein mit allen meinen Kräften, damit entsprechend dem vierten Gebot der Lebensfaden noch etwas in die Länge gezogen wird. Dankbar sein, hieß zunächst, beim ersten scharfen Weckruf des allmächtigen Vaters zum Rorate: Raus aus dem warmen Bett, unter das kalte Wasser und dann meist im Regen in die abweisend dunkle Kirche. Der Blick des Vaters später zeigt: Du hast eigentlich die Brezel nicht verdient. Und ich weiß es. Kann sie auch gar nicht mehr ganz essen, denn Pünktlichkeit ist der erste Schritt zur Dankbarkeit. Ob mir das bewusst sei? - Ja, natürlich immer. Und so komme ich zur Schule nicht zu spät.

Auch die vorweihnachtliche Schur, die sie Frisur nennen, nehme ich demütig auf mich. Die Mädchen lachen über meine fritzige Frisur, das heißt vom Nacken bis zur Mitte des Schädels kahl und vorn einen Schopf zum Anpacken. Hast Du etwas Besseres verdient? - Nein, ich habe nichts Besseres verdient. Wieso wurde man aber noch wie jedes Jahr zur Fotografin geschleppt, wo man doch nur ein und undankbares Nichts war? Jedes Jahr hieß es, das sei man dem Papa schuldig, wo er doch Tag und Nacht… die alte Leier also. Also musste man mit dem Bus nach Göppingen fahren und mindestens eine halbe Stunde durch den Schneematsch zum Nordring latschen. Dann kam sie also heraus aus ihrem Hexenhäuschen: die Lydia Schwab. Dicke Männerhosen hatte sie an und einen riesigen Schal umgebunden. Die Nase war spitz und rot vor Kälte. Drinnen im ungeheizten Atelier herrschte eine Wüstenei von Stofftieren, Attrappen, hochbeinigen Stativen und Fotoapparaten, so groß wie Starenkästen. Dort im Unterhemd posieren! Rittlings auf einem fellbesetzten Schemel sitzen und hinter mir meine Schwester, die einem so blöd in das Genick schnaufte. Unter dem schwarzen Tuch bellte die Lydia hervor, stürzte dann mit ihrem ebenso schwarzen Wuschelhaar heraus, drückte dir die rechte Schulter herunter, zieht dein Kinn hoch, drehte die Hüfte nach rechts, verschwindet wieder unter dem Tuch und bellt. Kommt wieder hervor, drückt dir die rechte Schulter herauf, zieht das Kinn herunter, dreht die Hüfte nach links. Und das den halben Nachmittag. Wenn das nur alles gewesen wäre!

Aber schlimm, unüberwindlich steht noch die Beichte beim Herrn Dekan bevor. Wie, wenn ich unwürdig beichte? Dann schlagen die ewigen Flammen noch weit über die Achselhöhlen hinaus. Erstens bin ich im Glauben wankend geworden. Ich glaube nämlich und habe es an den nach innen gezogenen Füßen und dem frommen Schritt bemerkt, dass nicht der heilige Nikolaus bei uns war, sondern der Messner Anton. Zweitens bringen nicht die Engelchen den Christbaumschmuck. Den hat nämlich unser Dienstmädchen Helene von der Bühne geholt und weil es draußen geläutet hat, vor der Tür zum Herrenzimmer stehen lassen. Habe ich gesehen. Dann kommt die Geschichte mit dem vierten Gebot. Die kennt zwar der Herr Dekan bereits. Aber im Beichtstuhl, so hat er im Religionsunterricht gesagt, sei er wie eine andere Person. Tatsächlich tut er auch so, wie wenn er dich nicht kenne. Man sieht ihn durch das Holzgeflecht, durch das man seine

Sünden hindurchflüstert nur im Schattenriss. Gut, hier kann man versuchen, die Katechismusfrage einfach als Aussage zubringen und nur zu sagen: Ich habe Vater und Mutter nicht geehrt und war undankbar. Fertig! Doch dann kommt das sechste Gebot. Im Katechismus steht: Warst du unkeusch in Gedanken, Worten und Werken?

Wie oft, Fragezeichen. Also in den Werken, da wäre das Doktorspiel mit der Wutz, die eigentlich Margret hieß, wobei mir allerdings die nächtelange eigene Auslegung sagt: Eher nein! - Und wenn ja? - Nein, lieber alle Höllenqualen dulden, aber das kann ich niemandem sagen, am wenigsten dem Herrn Dekan. Unkeusche Gedanken, wie oft? - Streng genommen dauernd! Sie haben nur nachgelassen nach der Sache mit dem Weihwasser und dem Ginne und nachdem ich dankbar geworden bin. Ganz bestimmt war die Kommunion im Hochamt des Weihnachtsfettages nicht würdig empfangen. Denn ich dachte an den gestrigen Heiligen Abend. Im Vergleich zu früheren Heiligen Abenden verlief er ungestört. Infolge meiner Dankbarkeit hatte ich so viel Klavier geübt, dass ich »Stille Nacht« im Wesentlichen fehlerfrei und »Oh Du fröhliche« mindestens so spielen konnte, dass es keine Kopfnüsse setzte. Einen Kaufladen zum Hineinstehen habe ich bekommen mit vielen Kästchen. Nur was fängst du mit einem Kaufladen an?

Du kannst aus dem Kästchen die Liebesperlen herausholen und mampfen. Und dann ist Ende. Ich hätte gewusst, was ich mir gewünscht hätte: Den Film anschauen: Der Herr der sieben Meere! Mit Errol Flynn. Er läuft in den Eislinger Lichtspielen. Aber in der Adventszeit ins Kino gehen: Ausgeschlossen! Außer Rorate war da nichts, völlig abgesehen davon, dass die von mir bewiesene Undankbarkeit in keinem Fall einen Kinobesuch gerechtfertigt hätte, noch dazu, wie der Vater sagte, so einen abscheulichen Räuberfilm. Und doch: Ich habe die Bilder vom Film ausgestellt gesehen. Da steht der Errol Flynn mit Stulpenstiefeln und blütenweißer Bluse offen bis zum Nabel am Bug seines Schiffes, den Degen gezückt, bereit, das Piratenschiff zu entern. Ich bin sicher, er wird kämpfen gegen eine Masse von unrasierten Banditen, die nur ein geknotetes Sacktuch auf dem Kopf tragen, gegen schlitzäugige Mulatten und hinterhältige Chinesen. Am Schluss wird der Oberpirat ihm gegenüberstehen. Ein ausgestochenes Auge ist mit einer Augenklappe bedeckt. Er lacht so höhnisch wie der Ginne in

der Kirche, will den Errol Flynn von den oberen Rahen her besiegen. Der steigt nach, treibt ihn die Querrahen entlang und mit langem Entsetzensschrei stürzt der Bandit in die haifischverseuchten Fluten.

Akkurat mit diesem Schrei wache ich schweißgebadet in meiner Sofaecke auf. Ich schaue mich um. Alles ist ruhig: Kein einäugiger Bandit war da. Nicht der Rektor Franz-Maria Miller, nicht der Herr Dekan und nicht der Anton, der Messner, und auch nicht der allmächtige Vater. Als ich mich wieder einigermaßen gefasst hatte, frage ich meinen Gipsengel: »Jetzt haben wir also zwei verschiedene Geschichten. Eine, wie ich mich erinnere, es erlebt zu haben als heute beinahe Sechziger. Und eine, die ich in Gestalt dieses Buben soeben traumhaft durchlebt habe. Sage mir nun, wie haben es die damals beteiligten Erwachsenen erlebt, mein Vater zum Beispiel?« »Ja, also, an den Vorgang selbst konnte er sich überhaupt nicht entsinnen. Er legt aber Wert darauf, dass Ihr, speziell Du, immer glückliche Weihnachten hattet im Kreis einer intakten liebevollen Familie. Sicher, an den Rektor Miller, an den erinnerte er sich. Wer Franz-Maria heißt, so pflegte er zu sagen, ist ja schon per se ein bigotter Volldepp. Aber von der Geschichte selbst war ihm nichts bekannt. »So stelle ich an Dich, vielwissender Gipsengel, die Pilatusfrage: Was ist die Wahrheit? Stimmt gar keine von den Geschichten, gibt es am Ende überhaupt keine Weihnachten?« »Alles ist wahr, wie die Tatsache, dass Du jetzt mit mir sprichst. Selbstverständlich kann ein Gipsengel nicht sprechen. In Wirklichkeit sprichst Du mit Deinem, Alter Ego, dem Du zufällig die Gestalt dieses Gipsengels übergeworfen hast. Denn nur Du allein bildest Dir die Wirklichkeit, nicht einmal, sondern jeden Tag neu. Auch das scheinbar Feststehende, das Vergangene, wird immer neugestaltet. »Heißt das schlussendlich, dass, wenn es je etwas objektiv Reales geben sollte, dieses allenfalls ein Reizanstoß für mein Gehirn ist, das dann irgendeine beliebige Wahrheit absondert?«

»Schau doch: für den armen bedrängten Buben von damals war die Verzweiflung und die Gewissenslast unüberwindlich. Sie war für ihn in dieser Zeit absolut wirklich. Trost fand er nur in etwas völlig Unwirklichem, nämlich in dem Film: Der Herr der sieben Meere mit Errol Flynn, einem Film, den er nie gesehen hatte. Du bist heute an diesem faden Weihnachtsnachmittag auch an einem Punkt angelangt, wo Du Dich fragst: Was soll dies alles? Gehört Weihnachten nicht abgeschafft? - Und der einzige

Trost ist es, an eine mythenhafte Kindheit zu glauben, Trost ist es, hinabzusteigen zum Schatz der Erinnerung zu einer fernen, schönen Kinderweihnacht. Es ist eine Kinderweihnacht, an die Du wirklich glaubst, die heute in Deiner Erinnerung wetterleuchtet. Nur wünsche Dir niemals ein Zurück, ein nochmaliges reales Erleben. Das gibt es nämlich gar nicht. Wenn ich Dich vorher im Traum zurückgeführt habe, so konnte ich Dir nur das Gerippe banaler Vorgänge zeigen. Ich konnte dich auch zurückversetzen in die Gefühle und Sorgen des kleinen Jungen von damals. Immer aber siehst Du diese Welt von außen. Aus Deiner heutigen Sicht und Einsicht bewertest Du sie neu und erschaffst sie folglich neu. Die ferne schöne Kinderweihnacht ist immer ein selbstgeschaffener Mythos, etwas Unwirkliches also. Und dennoch: Es ist der durch keine Realität gestützte Mythos, aus dem Du heute lebst. Ein Teil der Symphonie, den Du Dein eigenes Leben nennst, das ist die sich stets wandelnde, immer neue beleuchtete ferne schöne Kinderweihnacht.

DER GESTOHLENE WEIHNACHTSBAUM
Weihnachten 1986

Man sollte meinen, ein Tannenwald sehe zu allen Zeiten gleich aus: eben ein Fleck Erde, aus dem aneinander Nadelgewächse entsprießen. Das ist aber nicht so: Der Wald und speziell der Tannenwald ist ein getreues Abbild der menschlichen Gesellschaft. Wald und Menschen haben ja ihre Grundform gemeinsam: In einem umgrenzten Teil Erde siedeln und wachsen aneinander in größeren oder kleineren Abständen Menschen. Wie draußen vor den Gehöften die Bäume. Erstaunlich ist nur, wie der eine Organismus im anderen spiegelt. So ist der Wald heute wie unsere Überflussgesellschaft. Man sieht dies bereits beim Pflanzen: Viel zu viel Bäumchen werden gesetzt. Mit Absicht. Die vielen auf engem Raum sollen sich belästigen in der Konkurrenz, im Niederzwingen des Schwächeren soll der Prächtige noch kräftiger, noch rücksichtsloser, noch ertragreicher sein. Die armseligen, erfolglosen Bäumchen hingegen werden nach einem verkrüppelten Dasein von - sagen wir - 5 bis 7 Jahren umgemäht. Niemand braucht sie; sie werden liegengelassen, da sich das Abräumen nicht rentiert, so lange, bis sie verfault sind. Nicht einmal als Christbäume finden sie Verwendung. In eigenen Zuchten können diese rationeller aufgezogen und geerntet werden.

Früher nach dem Krieg, da sahen die Wälder ganz anders aus. Es waren sozusagen Arme-Leute-Wälder: Blankgeputzt wie Küchendielen von Tagelöhnern. Da lag kein Zweigchen, geschweige denn ein Stamm, einfach weggeworfen da und wartet auf den Moder. Jeder konnte alles brauchen. Die Eicheln und die Bucheckern waren schon längst vor Einbruch des Winters gesammelt und in den Aushäuen, heute übersäht mit Stümpfen, wie nach einer verlorenen Schlacht, sah man seinerzeit nicht einen. Versehen mit einem behördlich abgestempelten Holzleseschein machten sich die Männer auf den Weg - um wie sie sagten - Stumpen zu machen. Eine Knochenarbeit. Erst musste der Stumpf in einem Radius von ungefähr 5 Metern ausgegraben und die Wurzeln freigelegt werden. Mit Keilen und Äxten wurde dann unter schweißtreibenden Mühen der ganze Ballen

herausgehievt. Denn es sollte kein Würzelchen verloren werden: Alles gab Wärme in diesen grimmigen Nachkriegswintern. Natürlich gab es Leute genug, die zu keinem Stumpen kamen oder an keinen wollten, der großen Mühe wegen. Die Versuchung, nächtens einen massigen Baum zu fällen und Stück um Stück im gummibereiften Fahrradanhänger heimzutransportieren, siegte häufig über die moralische Standfestigkeit. Ganz speziell galt dies auch für die Christbäume. Wer wollte sich schon gegen sorgsam gehamsterte Butter oder Zigaretten - und nur das war die werthaltige Währung - wer wollte sich dagegen einen Christbaum erwerben, zumal ein Christbaum bekanntlich nicht warm gab, nur bloßer Schmuck war und somit für das Leben nichts nutzte. Kein Wunder, dass die Revierförster und Feldschützen gerade in den Tagen vor Heilig Abend ein besonders wachsames Auge auf Fußspuren im Schnee hatten, die weg von den Wegen in die Schonungen führten. Nun war objektiv gesehen auch damals der Wert eines Christbaums nicht so erheblich, als dass sich ein solcher Bewachungsaufwand gelohnt hätte. Aber für die grünuniformierten Jagd-, Wald- und Feldhüter war das ein Frevel so wie Wilderei; und mit Wilderern pflegte man in früheren Zeiten kurzen Prozess zu machen.

Oft erzählte der alte Professor Mandel seinen Enkeln, wie er seinerzeit als strammer Bursch am Nachmittag des Heiligen Abend sich in den Wald geschlichen hatte. Den Fuchsschwanz hatte er unter seiner abgeschabten Bleylejacke verborgen. Wachsam und geräuschlos wie ein Mutterreh schnürte er in eine dichte Fichtenschonung und bald schon hatte er ein geeignetes Bäumchen entdeckt. Flugs legte er den Fuchsschwanz an den Stamm und sägte vorsichtig, um keinen Lärm zu machen, das Holz an. Nach jedem Ratsch der Säge hielt er inne, in der Furcht, eben dieser Ratsch habe ihn verraten. Doch alles ging gut! Das Bäumchen war seines, er drückte es an sich wie einen neuen Kameraden. Noch 200 Meter war es bis zu einem eingewachsenen Hohlweg, der ihm Sicherheit gegeben hätte. Da ertönte plötzlich das stramme Kommando: »Halt, stehen bleiben«. »Nun«, fügte der alter Professor wie entschuldigend auf seine jetzige gebrechliche Lage hinzu, »ich war damals wirklich ein strammer Bursch. Und um nichts im Leben hätte ich das Bäumchen hergegeben«. Man konnte doch nicht Heilig Abend feiern ohne Weihnachtsbaum. Und deswegen versuchte der Herr Professor - der damals noch kein Herr Professor war - ohne sich auch nur umzusehen, mit langen Sätzen zu entkommen. Er hörte zwar noch den scharfen Knall

des Büchsenschusses, fühlte auch ein Geprassel, wie wenn jemand ihm eine Schaufel Kieselsteine in den Rücken geworfen hätte, aber das beschleunigte nur seine Sätze. Kurz: der nachmalige Professor, damals halt noch der Josef, entkam. Doch noch bevor er den Dorfrand erreicht hatte, fing sein Hinterteil aufs Unangenehmste an zu brennen. Er hatte das Gefühl, auf ein rostiges Nagelbett gesetzt zu sein. Sein Vater, ein knorriger Baumgärtner, sah sofort die Ursache: Josef hatte eine Ladung Schrot abbekommen. Eines war klar. Heute am Heiligen Abend konnte man keinen Arzt mehr auftreiben, ganz zu schweigen davon, dass man sich wohl gehütet hätte, sich wegen dieser verräterischen Wunden einem Dritten anzuvertrauen. »Und dann«, fuhr Professor Mandel fort, "hat mein Vater die Mutter angeheißen, vom geschmückten Gabentisch alle Pakete herunterzunehmen, sogar das feine Damasttischtuch, eine Vorkriegsware, musste beseitigt werden«. Ich hatte meine Hosen herunterzulassen und mich bäuchlings auf den Weihnachtstisch zu legen. Mein Vater gab mir auch ein Holzklötzchen, das sonst die geöffneten Fenster am Zuschlagen hinderte. Auf das sollte ich beißen, wenn es zu arg weh täte. Darauf holte er sein scharfes Okkuliermesser, das er sonst zum Kupieren von Zweigen benutzte, glühte es in der offenen Herdflamme aus und fing an, mit diesem Instrument Bleikügelchen um Bleikügelchen aus meinem Hintern zu puhlen. Bei den Kügelchen, die nur etwas unter die Haut gegangen waren, gab es keine Probleme. Einige saßen aber tief und fest im Fleisch. Wie um sich einen Jux zu machen, flohen die Biester immer weiter in das Gewebe, sobald sich die Schneide des Okkuliermessers ihnen näherte. Das waren dann diese Sekunden, in denen sich mein ganzes Gebiss in den Holzblöckchen abbildete. Lange nach Mitternacht war das Geduldsspiel meines Vaters zu Ende; das letzte Kügelchen war aus dem Fleisch geschnitten. Normalerweise hätte der Vater - ohnehin leicht erregbar - bei so einer Tüftelarbeit geflucht wie ein Scheunendrescher. Aber es war Heilig Abend! Dem zollte Vater Tribut. Das war allerdings das einzig Besondere, was an den Heiligen Abend gemahnte. Die anderen, d.h. meine Geschwister und meine Mutter, hatten die Geschenke vergessen und standen verdattert und anteilsvoll, später müde, um den umfunktionierten Gabentisch, auf dem ich bäuchlings mit blankem Hintern lag. Als endlich die Operation beendet war, hatte niemand mehr Lust, die Geschenke auszupacken. Den gestohlenen Christbaum hatte man ganz vergessen. Auch am Weihnachtstag und nachher wurde er nicht aufgestellt und geschmückt. Wir alle waren der

Meinung, dass ein Christbaum, der nicht am Heiligen Abend steht, kein Christbaum mehr ist. Der gestohlene Christbaum wurde so gegen Drei König zu einem dürren Besen. Wahrscheinlich hat man ihn zu Anzündholz zusammengehackt.

Illustration: contactgrafik.de

Man sollte meinen, sinnierte Professor Mandel mehr zu sich selbst, dass dieser gestohlene Christbaum keine Folgen gehabt hat, außer der, dass halt ein x-beliebiges Weihnachten vermasselt worden ist. Doch das täuschte. Dieser als ungerecht empfundene Blattschuss bildete die Ursache dafür, dass seit dieser Zeit ich jedes Weihnachten einen Baum aus dem Wald gestohlen habe. Bis heute, jedes Jahr, also an die fünfzig Mal! - Und das Herzklopfen ist nicht kleiner geworden als beim ersten Mal. Meiner Mutter verriet ich

natürlich nichts. Vom Händler hätte ich ihn bekommen, schwindelte ich ihr vor, wenn ich am Heilig Abend mit dem Baum ankam. Billig noch dazu, da der Christbaumverkäufer seinen Restbestand an Bäumen kurz vor dem Fest noch habe losbringen wollen. Meine Mutter wunderte sich zwar, dass gerade so ein schöner, eben gewachsener Baum mit weit ausladenden Zweigen quasi als Ladenhüter stehen geblieben war. Aber wie Mütter ebenso sind: Ihren Augäpfelchen, ihren Söhnchen glauben sie alles, ja sie kam zur Überzeugung, dass ich eben besonders pfiffig im Ergattern der schönsten Weihnachtsbäume war. Und so blieb dies meine Aufgabe all die Jahre. Später, als ich dann Eure Großmutter geheiratet habe, habe ich ihr gesagt, dass Weihnachten für mich nur Weihnachten sei, wenn der Christbaum gestohlen wird. Da hat es dann den ersten Ehekrach gegeben. »Am gestohlenen Gut hängt kein Segen«, ereiferte sich Großmutter. Das gilt vornehmlich für den Weihnachtsbaum: das Symbol der Liebe sei dann doch in Wirklichkeit das Ergebnis eines kriminellen Aktes«. In immer weitere Konsequenzen steigerte sich Eure Großmutter hinein. Und als die kurz vor der Schilderung des ewigen Höllenfeuers angekommen war, da versprach ich ihr, niemals mehr einen Christbaum zu stehlen. Gehalten habe ich es nicht ein einziges Mal. Doch Großmutter hat bis heute nichts entdeckt und freute sich jedes Mal, wenn ich mit einem so schönen Baum nach Hause kam. Schmunzelnd schloss so Professor Mandel seine Erzählung ab.

Als die Enkel größer geworden waren, erzählte ihnen die Großmutter, Frau Professor Mandel, die Geschichte weiter. »Ja, es stimmt«, begann sie, »ich habe mich seinerzeit furchtbar aufgeregt, dass ausgerechnet wir unter einem gestohlenen Weihnachtsbaum feiern sollten. Richtig ist auch, dass Großvater versprochen hat, keinen Weihnachtsbaum mehr zu stehlen. Aber ich wusste von vorneherein, dass er es nicht halten werde. In den ersten Jahren war mir das furchtbar. Immer wenn wir das Lied anstimmten »Am Weihnachtsbaum die Lichter brennen« hätte ich drein schreien können: gestohlen, gestohlen, gestohlen! Doch ich beherrschte mich. Denn sonst war Euer Großvater ein guter Mann, er tat nichts Unrechtes in seinem ganzen Leben, nur, ja nur bis auf den gestohlenen Christbaum. Mit den Jahren änderte sich unmerklich meine Ansicht. Die furchtbare Sünde war bald keine mehr. Und offen gesagt: ein Weihnachten mit einem normal gekauften Baum hätte ich mir gar nicht mehr vorstellen können«. »Mit den Jahren hatte ich nur die Sorge, dass Großvater sich beim Stehlen des Baumes - er

wurde eben auch älter - Unbill zuzüge. Also sorgte ich schon heimlich vor, dass der Fuchsschwanz jedes Jahr neu geschliffen wurde. Da er ihn sicher an seinem normalen Platz nie gefunden hätte, legte ich ihn diskret an die Haustür, wobei ich nicht vergaß, Schal und eine warme Winterkappe dazu zu legen. Bei seinem heimlichen Entweichen wäre Opa vermutlich zu leicht angezogen weggegangen. Die Zeiten hatten sich in der Zwischenzeit gewandelt. Kein Förster bewachte jetzt mehr vor Heilig Abend die Schonungen. Die Leute waren reich und rücksichtslos geworden, im Wald herrschten ähnliche Zustände. Lieber kaufte man sich den Baum im Kaufhaus, als in den Wald zu stapfen, um sich dort ein Stämmchen auszusuchen. Sie wurden im Akkord von kreischenden Motorsägen umgelegt und blieben haufenweise unbeachtet liegen. Meine Sorge war also nicht, dass Großvater nochmals so eine Ladung Schrot in den Hintern bekommt wie seinerzeit als Junge. Was ich fürchtete war, Opa könne im hohen Schnee ausrutschen und sich etwas brechen. Wiederum heimlich bat ich daher den Revierförster, doch einen kleinen Pfad bis zu einem Bäumchen zu bahnen, das ich zuvor ausgesucht hatte. Prompt brachte dies dann Großvater heim. Bei seiner Rückkunft leuchteten dann seine Augen vor Zufriedenheit und Triumph. Übermütig nahm er mich in die Arme und küsste mich wie ein junger Spund. Ich habe das sehr gemocht. Den Revierförster habe ich zudem gebeten, so um die Wege zu sein, dass ihn Großvater erblicken konnte. Gelang es dann Großvater - wie immer - sich erfolgreich zu verstecken, so war er noch mehr mit guter Laune und Triumph in den Augen angefüllt. Ja, und die spitzbübischen jungenhaften Küsse! Ohne einen gestohlenen Baum hätte es sie nie gegeben. Und was wäre Heilig Abend ohne diese wundervollen Umarmungen eines siegreich Heimgekommenen gewesen, der durch überlegene List nie mehr einen Schrotschuss verpasst bekam.«

Es ging nicht mehr lange, da verstarb plötzlich Frau Professor Mandel. Herr Professor Mandel musste in das St. Elisabethenheim umziehen. Er fügte sich in die fürsorgerische Ordnung. Nur an Heilig Abend rückte er aus, um, wie jedes Jahr, einen Baum zu stehlen. Besser gesagt: Er versuchte, auszurücken. Natürlich wurde seine Entfernung bemerkt. Und da Frau Professor Mandel den Revierförster nicht mehr beauftragen konnte, stürzte Herr Professor Mandel auch prompt in der Tannenschonung. Dort fand man ihn und brachte den vermeintlich Verwirrten wieder zurück. »Was haben wir uns

denn dabei gedacht«? empfing Schwester Genoveva den Heimgekehrten. »Es war wegen des Baums, des Weihnachtsbaums«, stammelte Herr Professor Mandel. »Aber, mein guter Professor, hätten Sie das nur gesagt! Sie bekommen schon Ihren Baum, einen Baum ganz für sich!«

Und richtig: noch am Nachmittag wurde vor dem Zimmer des Herrn Professor Mandel ein Baum angeliefert, eingezwängt in ein Kunststoffnetz. Schwester Genoveva löste das Kunststoffnetz, stellte eigenhändig den Baum auf und schmückte ihn, gar nicht einmal so schlecht. Dann rückte sie den Lehnsessel in die Mitte des Zimmers, setzte den Professor Mandel in diesen Sessel und verabschiedete sich mit der lärmenden Fröhlichkeit eines Menschen, der glaubt, soeben eine gute Tat vollbracht zu haben. Sie merkte nicht, dass die Augen des Herrn Professor Mandel stumpf geworden waren und sich ganz in die Höhlen zurückgezogen hatten. Seine Lippen nur formten noch die Worte: »Lieber Gott, seit meiner Jugend habe ich Weihnachten nie mehr unter einem gekauften Christbaum gefeiert, ich möchte es auch dieses Mal nicht«. »Du hast recht«, erwiderte der liebe Gott und drückte sanft die Augen des Herrn Professor Mandel zu.

DIE SCHANDE
Weihnachten 1987

Es war ein Weihnachtstag wie so viele, seit die Kinderträume zerschmolzen waren: Graubrauner Matsch, kein Bröselchen Schnee natürlich und hin und wieder machte ein grippiger Fönwind für kurze Zeit eine falsche Sonne frei. An eben diesem Weihnachtstag mittags um 14.00 Uhr stand der »Dode« vor der Aussegnungshalle und wartete auf die drei Stadttaglöhner, die heute als Sarghelfer aushelfen mussten und den Kaplan. Dode sagten die Leute im Dorf zum Totengräber. Das Dode war einerseits eine Abkürzung für Totengräber, Dode heißt im Schwäbischen aber auch Pate oder altmodisch Gevatter. So hatte die Anrede Dode durchaus etwas Mehrdeutiges: Vorgeblich gab man sich dem Totengräber salopp, sozusagen auf vertrautem Duzfuß, andererseits schmeichelte man ihm mit einer familiären Anrede. Niemand hätte es zugegeben, doch war der Aberglaube allgemein: Man dachte, der Dode selbst suche heraus, wer der Nächste sei. Und wenn man recht derb den Gesundheitszustand eines Altersgenossen beschreiben wollte, so sagte man: »Dem läuft der Dode schon mit dem Meterstab nach!«

Kein Wunder, dass der Dode hofiert und bei Laune gehalten wurde: Betrat er das Wirtshaus, so war er sicher, dass ihm einige Viertel spendiert wurden, häufig sogar ein Vesper. Da der Dode davon reichlich Gebrauch machte, sah er völlig anders aus, als man sich einen Totengräber vorstellte: Die schwarze Filzuniform konnte die Fülle des Leibes kaum noch bändigen. Und aus dem Stehkrägelchen wuchsen die schweinsrosafarbenen Doppelkinnchen und Backen so prächtig heraus, dass die Augen zu Chinesenschlitzen zurückgedrängt wurden. Die Dienstmütze mit dem Zelluloidschirm musste - weil eine dicke Schwarte auch den Kopf hinaufwuchs - im Lauf der Jahre sich an dem verbleibenden Platz immer verzweifelter festkrallen.

Man sagt den Dicken Gemütlichkeit nach. Genau die besaß der Dode; doch es war die Gemütlichkeit eines Scharfrichters. Es war ungewöhnlich, dass es am Christtag eine Leiche gab. Denn man musste auf die Angehörigen und

Freunde Rücksicht nehmen, die sich diesen Tag natürlich nicht mit einem Begräbnis verderben wollten. Auf der anderen Seite fielen nach den Feiertagen so viele Beerdigungen an, dass man nicht wusste, wie einteilen. Da traf es sich gut, dass die Frieda gestorben war, die Kirchenputzerin. Sie hatte keine Verwandten in der Umgebung und auch sonst war man sicher, dass niemand zum Leichenbegängnis kam. Auf die Terminfrage angesprochen dekretierte der Dode mit der ihm eigenen Feinfühligkeit: »Dann vergraben wir halt die Frieda im Voraus!«

Tatsächlich war die Frieda erst am Heiligen Abend morgens in ihrem Lehnstuhl im Siechenhaus tot aufgefunden worden. Eine normale Beerdigung wäre also frühestens vor Silvester in Frage gekommen. Am wenigstens hätte Frieda - wenn sie noch gelebt hätte - die raubauzige Pietätlosigkeit des Dode übelgenommen. Im Gegenteil: Der Dode war für die Frieda der einzige Mensch, mit dem sie heiter sein konnte. Sie sah ihn oft. Als sie noch ausgehen konnte, kam sie fast jeden Tag auf den Friedhof, um ihr Friederle zu besuchen. Das war natürlich spinnig, denn das Friederle war schon im Alter von 7 Jahren, jetzt vor 50 Jahren, gestorben und noch dazu unehelich. »Gehst wieder zu Deinem Christkindle?« schrie er dem dürren Weibchen nach. »Das hat auch keinen richtigen Vater gehabt!«. So bös' das klang, gemeint war es nur als Herausforderung zu einem herzlich derben Streitgespräch. Denn der einzige, der ihr wirklich etwas Gutes getan hatte, war der Dode. Obwohl die Kindergräbchen nach 10 Jahren hätten eingeebnet werden müssen, ließ der Dode das Grabsteinchen alle die Jahre, mochte der Herr Amtmann vom Rathaus noch so raunzen. Mit dem Dode wollte er sich aus den bekannten Gründen nicht anlegen. Die Frieda vergaß ihm das nie. Und daher schrie sie ihm mit ihrer meckernden Altersstimme zurück: »So einen fetten Dinger wie Dich hätte das Friederle noch alle Tage gefunden!« »Aber auch so eine magere Geiß wie Dich! Wenn Du so weitermachst, reicht für Dich ein Kindersärgchen, musst halt ein bisschen die Knie anwickeln! « Die Frieda lachte laut, da sie vor dem Dode und auch dem wirklichen Gevatter keine Berührungsängste hatte. Das Leben machte es ihr leicht, an den Tod zu denken. Also setzte sie den Dialog wie viele Male zuvor und viele Male danach fort: »Und Du frisst Dich so voll, dass Dich keiner tragen kann und hoffst, dass sich so kein Nachfolger findet. Glaubst wohl, den Bibigags - sie meinte damit den Tod - glaubst wohl den Bibigags ausschmieren zu können?« »Du bist zwar ein altes zähes Luder«,

komplementierte hierauf der Dode, »aber warten kann ich auf Dich immer noch. « »Pah! Dir spring ich noch allemal von der Schipp'«, meckerte die Frieda dagegen. Ausgesprungen, dachte der Dode, als er am Christtag vor der Aussegnungshalle stand, und ein bisschen wehmütig fügte er hinzu: Heute hält sie ihre Gosch! Der Herr Kaplan kam eilends herbeigestürmt und ebenso eilends hatte er sein »Staub zu Staub und Erde zu Erde« gebetet. Kurz, in weniger als 10 Minuten, war die Zeremonie beendet, die Frieda war entlassen.

War das ein Weihnachten! Der liebe Gott löste der Frieda sanft die bleierne Kappe der Schwermut und der Altersstarre. Zwei Jahre lang war sie darin eingehüllt. Stumm im Sessel sitzend tagaus, tagein hatte sie die Prüfung ertragen. Nichts hatte sie mehr: Die Rente gehörte nicht mehr ihr, niemand besuchte sie, den Verstand hatte sie verloren, dackelig war sie geworden, wie die Leute sagten. Nicht einmal eine Hoffnung bestand, dass der Geist noch einmal zurückkommen werde. Ganz leer, ganz gereinigt, wie ein Kind, hoffte sie mit erloschenen Augen nur noch auf das Christkind, auf ein Christkind, das aussah wie ihr Friederle. So leicht, so frei, so unbeschwert war sie zu Lebzeiten nie auf die Kirche zugegangen. 50 Jahre lang hatte es ihr vor den kalten Steinen der neugotischen Halle gegraust. 50 Jahre lang scheute sie den lebensabweisenden Dämmer. Aber richtige Angst hatte sie, wenn sie zur Sakristei hinaufschaute. Jeden Moment konnte hier das Fräulein Antonie, die Pfarrhauserin, hervorkommen, umtriebig und stets mit schwarzer Lüsterschürze angetan. Die Mannsbilder am Stammtisch hatten gut lachen, wenn sie sagte, das Fräulein sei schärfer als dem Schützenwirt sein Rottweiler. Da hatten sie wohl den Nagel auf den Kopf getroffen, auch was das grobporige Aussehen des Fräuleins betraf. Die Frieda war ihr aber schutzlos ausgesetzt. Das mit der Schand' hörte Frieda schon gar nicht mehr, so oft brachte das Fräulein Antonie es auf das Tapet. Sie wollte nämlich damit sagen, dass sie, das Fräulein Antonie, gottgefällig unberührt sei wie die heilige Jungfrau, während die Frieda nur herumgehurt habe. »An ihren Früchten werdet Ihr sie erkennen!« endete jedes Mal die Predigt der Fräulein Antonie, indem sie auf das längst verstorbene Friederle anspielte.

Wie gesagt, dass wegen der Schande traf die Frieda nicht mehr. Angst hatte sie nur deswegen, dass der Herr Dekan ihr wegen der Schand' die

Kirchenputzerstelle nehmen und das Fräulein Antonie ihr das eröffnen werde. Denn neben der Rente brauchte sie dringend die 70,-- DM im Monat, um nicht verhungern zu müssen. Gott sei Dank tat das der Herr Dekan nie. Er ging einen, wie er meinte, christlichen Kompromiss ein: Einerseits duldete er die Frieda als Kirchenputzerin, andererseits erhöhte er seit den 50iger Jahren nie den Lohn.

All die Schwere und die Sorgen waren, wie gesagt, heute von der Frieda abgefallen, als sie auf die Kirche zuging. Gleichwohl traute sie sich nicht durch das Hauptportal zu gehen, sondern schlüpfte wie in den vergangenen 50 Jahren durch die Seitentür am Glockenturm. Doch wie vom Donner gerührt erstarrte sie mitten in der Tür: Die grauen, bösen Kirschquader leuchteten heute so durchdrungen, als wollten sie, die Steine, gar jubilieren. Und auf sie, die arme Frieda, kam ein Zug weiß gekleideter Menschen in feierlicher Prozession zu. »Um Gottes Willen! «, seufzte die Frieda und schaute an ihrem schwarzen Altweiberkleid herunter, »Mich wird doch hoffentlich keiner sehen, schämen müsste man sich gerade, und wie! «. Doch es kam noch viel schlimmer: Die Lichterprozession bemerkte sie nicht nur, sie schien auf sie, man denke auf sie, ausgerechnet auf die Kirchenputzerin, gewartet zu haben. »Mein Gott«, so flüsterte die Frieda im Stoßgebet, »Mein Gott, dass ich Strafe verdient habe wegen der Schand', das weiß ich, vor allem, weil ich sie nie richtig bereut habe. Aber muss es denn sein, dass dies vor allen Deinen Erwählten stattfindet?«
In der Zwischenzeit hatte sie gesehen, dass der Herr Dekan den Zug anführte, neben ihm der Schulrektor Franz Maria Müller, der Messner Anton dahinter. Es folgen die knorrigen Innungsmeister, die nie auch nur einen Blick nach der Frieda geworfen hatten, genau so wenig wie die bauplatzbesitzenden Bauern, die stets laut mit den ihren um Äcker, Geld und Vieh stritten. Der Adlerwirt sogar nahte sich ihr, ein ganz hoher Herr. Denn neben der Wirtschaft stand er der Brauerei vor, hatte früher sogar studiert und war Fraktionsvorsitzender der CDU im Gemeinderat. Er hatte einen eigenen reservierten Platz in der Kirche und benutzte ein Schottmessbuch mit Goldschnitt ganz in Saffianleder eingebunden. Nach Gebrauch konnte er es in eine ebenfalls saffianlederne Schutzhülle in einem Reißverschluss verschließen. Und schließlich die ganz Vornehmen, die vom Tennisclub, allen voran das Fabrikantenehepaar Rühle, er mit einem grauen Knebelbart à la Napoleon III. und sie ganz Madame, mit breitem, schräg

gestellten Schleierhut, und sonst alles in weißfließender Seide, um die etwas füllige Figur zu kaschieren. Die kannten die Frieda nicht. Und die Frieda hatte von der Frau Fabrikant nur gehört, sie hätte einmal ein Verhältnis mit einem Waschmittelvertreter gehabt.

Vor dem dürren Weibchen, das sich krumm vor Angst an das Missionskreuz im Glockenturm gedrückt hatte, hielt der Zug an. Der Herr Schulrektor öffnete seinen Mund etwas nach rechts und trichterförmig, wie er es in der Kirche auch immer getan hatte, um seiner Stimme einen mächtigeren Schall zu verleihen. Besonders bei dem Lied »Dich lieb ich, oh mein Gott und Herr, oh, dass ich Deiner würdig wär« konnte er mühelos sämtliche Gläubigen übertönen. Denn er war ein frommer Mann. Nur wenn er mit schräg geneigtem andächtigem Haupte von der Kommunion zurückschritt, verschlossen die gefalteten Hände seinen Mund. Das änderte sich aber schnell, wenn der Organist und Hilfslehrer ihm zu Ehren sein Lieblingslied anstimmten: »Wie ein Hirsch nach Wasserquellen, sehnt sich Gott mein Herz nach Dir«. Viel Hirsch hätte man als Außenstehender ob der Lautstärke denken mögen. Franz Maria öffnete seinen Mund und statt Worte der ewigen Verdammnis säuselte Liebreiz aus ihm hervor. »Meine liebe Frieda«, so hob er gönnerhaft an, »meine liebe Frieda, wir alle sind Dir teilweise schon lange vorausgegangen. Wir wurden angeheißen, uns hier in der Kirche zu versammeln und zu warten, bis Du erscheinst. Jeder von uns wurde mit einem weißen Kleide angetan und erhielt ein Buch, darin er seine guten Taten eintragen möge.«

Die Frieda traute sich nicht aufzuschauen, sonst hätte sie gesehen, dass jeder aus der Prozession ein dickes Nikolausbuch trug. Und bei den meisten war es randvoll geschrieben. Die gelehrten Herren hatten nicht eine gute Tat vergessen. »Auch Du erhältst dasselbe«, fuhr der Herr Dekan fort, überreichte der Frieda ein leuchtendes Kleid und drückte ihr ein Buch in die zitternden Hände. »Wenn sich das erfüllt hat, so wurde uns geweissagt, so müssen wir wie seinerzeit die Heiligen Drei Könige uns auf den Weg machen, um das Christkind zu suchen. « »Wohl an denn!« tönte der Schulrektor Franz Maria »lasset uns nun auf die Suche gehen!«

Der Zug setzte sich in Bewegung und strebte hinaus aus dem Portal, dem Christkind entgegen. Wenn Frieda noch einen Herzschlag hätte bekommen

können, jetzt hätte er sie ereilt. Nur an nichts denken, dachte sie. Völlig verdattert ließ sie sich am letzten Platz auf der linken Seite, der Weiberseite, nieder, da, wo sie auch früher sonntags saß. Erst als die fremde Dame neben ihr Platz genommen hatte, bemerkte die Frieda sie. Frieda schämte sich, dass sie so stumm da saß, in einer Hand das Nikolausbuch und in der anderen das weiße Kleid. Um höflich zu sein und die Peinlichkeit zu überdecken, sprach sie die Fremde an: »Sie sind auch keine Hiesige?« »Warum?« »Weil Sie sonst wüssten, dass ich die Kirchenputzerin bin, und Sie müssten sich wegen einer solchen Nachbarschaft genieren.« »Ach Frieda, Frieda«, sagte da die fremde Dame - woher kennt die nur den Namen? - »Ach Frieda, was haben sich die Leute geniert, als ich schwanger war und unterwegs nach einer Unterkunft bettelte! Alle haben weggesehen, schnell, es geht leider nicht, gemurmelt und ihre Tore verrammelt. Weißt Du, Du und ich und alle die vielen, wegen derer sich die Leute genieren, die gehören zusammen.« Der armen Frieda wurde ganz warm vor Glück. Mochte die Strafe wegen der Schande noch so streng ausfallen: Wenn die liebe Frau dabei war, würde sie sie gern ertragen. Vielleicht war es die letzte Gelegenheit, so unbeschwert miteinander zu reden und so fuhr die Frieda fort: »Bei mir ist es noch schlimmer, weil noch die Schande dazu kommt.« »Welche Schande?« »Ja, dass das Friederle keinen richtigen Vater hatte. Doch Dode, unser Totengräber, sagte, es sei halt ein Christkind. « »Auch ich hatte ein Christkindle«, sagte die fremde Frau, »und noch heute spekulieren die Leute, wer denn da wohl der richtige Vater gewesen sei.« »Wie böse können die Leute sein!«, erbarmte sich die Frieda, »uns Weibern mögen sie die Schande ja anhängen. Warum hacken sie aber auf die unschuldigen Kinder ein? Das hat mir am Wehesten getan, dass das Friederle nur der Kirchenputzerin ihr Bankert war. Nein, schön war das Friederle nicht mit seinen abstehenden Ohren und dem strähnigen Haar. Und wehren konnte es sich auch nicht. Bleich und dürr war es. So wurde es ein Ausgestoßenes, herumgeschubst von den Erwachsenen und gequält von den Kindern. Eines Tages hat dann das Friederle Fieber bekommen und ich spürte, dass es nicht mehr leben wollte auf dieser bösen Welt, und der Dode spürte es auch. Wirst bald kommen mit Deinem Verreckerle, hat er damals gesagt. Und er hat recht gehabt.

Immer stummer ist das Friederle geworden und mit seinen großen alten Augen schaute es unbewegt bereits in eine andere Welt. Es wollte nicht

mehr atmen und hat einfach aufgehört. Das muss ich verantworten. Das ist meine Schand'!« »Du hast alles abgetragen«, sagte die fremde Dame, als sie sah, wie die Frieda unter der Last der Erinnerung sich in das weiße Kleid verkrampfte, das sie in ihren Händen hielt. »Ich danke Ihnen für den Trost. Wenn Sie nur bei mir blieben! Denn alle anderen sind schon fort auf der Suche nach dem Christkind. « »Sie werden es nicht finden«, antwortete die gute Frau. »Sie hätten Dich annehmen müssen, Du bist der Stern, der sie zum Christkind geführt hätte. Nur bei Dir hätten sie ihre Schande abwischen können. Aber ihre Ohren blieben taub, ihr Getue mit den weißen Kleidern ist äußerlich, ihre guten Taten, welche sie aufgeschrieben haben, sind vertrocknete Tinte.«

Der Frieda wurde es bei den letzten Worten ganz anders zumute. Denn obwohl die Dame leise gesprochen hatte, klangen ihre Worte wie eherne Richtersprüche. Und als bei unserer Frieda die Ahnung aufkam, mit wem sie da gesprochen hatte, nahm diese sie bei der Hand und sagte: »Komm! Lass uns jetzt gehen, zum Friederle, Deinem Christkindle!«

DER VIERTE KÖNIG
Weihnachten 1988

Das im Stil der Jahrhundertwende gebaute Haus Friedenstrasse 20 glich eher einer Burg als einem Heim. Graue, grob behauene Steinquader machten es uneinnehmbar. Der gusseiserne, schwarze Stachetenzaun rings herum erlaubte nicht einmal eine Annäherung. Ein großes kupferfarbenes Schild wies auf den Bewohner hin. Die Buchstaben waren in klotziger Schrift reliefartig herausgehämmert. Und so las man: »Dr. Schneck, Oberstaatsanwalt«. Das Fehlen auch nur der Andeutung eines Vornamens sollte Vertraulichkeiten von vornherein ausschließen. Genau besehen war dieses Schild die einzige Unregelmäßigkeit in dem so regelmäßigen Leben des Dr. Hermann Josef Schneck. Denn er war nicht mehr Oberstaatsanwalt. In einer pompösen Feier vor zwei Jahren wurde er vom Justizminister persönlich in den Ruhestand verabschiedet. Die bleibenden Verdienste, so der Justizminister damals, wurden mit dem Bundesverdienstkreuz erster Klasse gewürdigt.

Der höchsten Ehre folgte der tiefste Fall: er war nicht mehr Oberstaatsanwalt, Chef einer Behörde, die er so glänzend nach seinem Bilde über Jahre hinweg geformt hatte. Jetzt war er ausgesperrt, ein bedeutungsloser Zivilist, wie er mit Bitterkeit in den allabendlichen Empörungsreden seiner seit vierzig Jahren gehorchenden, demutsvollen Gattin Martha entgegenschleuderte. Seine herrschende Autorität hatte kein Instrument mehr. Es fehlte der leicht federnde Gang allmorgens vom Dienstwagen durch das Hauptportal und die damit einziehende Eiseskälte. Es fehlten die unsicheren Herren Abteilungsleiter, wie sie morgens beflissen bei der Postbesprechung um seinem Schreibtisch wuselten, es fehlten endlich die vielen, vielen Angeklagten, die mit bittendem Blick bei ihm eine Nische menschlichen Verständnisses - vergeblich natürlich - zu ertasten versuchten. Wenn er schon all das ertragen musste: sein Namensschild zu ändern, hinter den Oberstaatsanwalt ein »a.D.« anzufügen oder gar sich »in Ruhe« zu bezeichnen, so viel Demütigung konnte er nicht ertragen.

»Ich bin doch kein abgetakelter Handwerksbursche«, fuhr er die seit 40 Jahren verschreckte Martha an. Und doch täuschten die markigen Lettern »Oberstaatsanwalt« nicht darüber hinweg, dass hinter den Mauern ein böser Zerfallsprozess eingesetzt hatte. Der beherrschten kalten Strenge im Dienst folgte jetzt ein lautmäuliges wehleidiges Bramarbasieren, das ein Zusammenleben mit ihm nahezu unerträglich machte. Ganz schlimm wurde es, als er vor einem halben Jahr einen Schlaganfall erlitten und seitdem halbseitig gelähmt im Sessel saß und zu allem, auch den intimsten Verrichtungen, fremder Hilfe bedurfte. In ihrer Verzweiflung erkühnte sich die furchtsame Martha sogar zu einem Widerwort.

»Hermann-Josef«, so hob sie bitter an, »acht Fürsorgerinnen und Krankenschwestern von allen möglichen Hilfsorganisationen sind seit dem letzten halben Jahr gekommen, keine hat es ausgehalten. Es gibt keine Organisation, die uns noch Hilfe sendet. Das letzte, was ich aufgetrieben habe, ist ein Zivildienstleistender von der Lebenshilfe. Wenn Du auch den noch hinausekelst, haben wir gar niemand mehr.«

So weit war man also gesunken, dachte er bitter, dass man auf einen vaterlandslosen Drückeberger von einem ZiVi angewiesen war. Aber es hatte ja keinen Sinn, mit diesem hirnlosen Weib zu streiten. So beschränkte er sich auf seinen Standardausruf, den jede Handreichung seiner Gattin begleitete, ja, ihm jetzt schon entfuhr, wenn er ihrer nur ansichtig wurde.
»Du dumme Supp'!«, stieß er ärgerlich aus und strafte sie bis zum nächsten Tag mit beleidigtem Schweigen. Schließlich musste er sich nicht alles gefallen lassen. Gespannt war er aber doch auf das Bürschchen. Mores werde ich den lehren, zeigen, dass soldatische Tugend Teil des deutschen Wesens sei, dachte er grimmig. Unglücklicherweise verlief die erste Begegnung mit Mäc in wenig stilvollem Rahmen und war auch nicht geeignet, die notwendigen Autoritätsverhältnisse zu stützen. Martha hob ihn nämlich gerade vom Klo, während er aus Leibeskräften schrie: »Dumme Supp'! Drück' mir nur die Rippen vollends ein!«

Genau in dieser Situation - das bucklige Frauchen klammerte sich um seine Brust, um ihn hochzuziehen, er noch die Hosen herunter und dabei den Schnabel offen vor Schreien wie ein Hahn auf dem Mist - genau in diese Situation platzte Mäc herein. »Hallo, ich bin der Mäc!«

Durch Hermann-Josefs Hirn schossen gleichzeitig zwei Gedankenabläufe: natürlich hatte dieses unendlich primitive Weib wieder alle Türen offengelassen, so dass langsam Krethi und Plethi zur morgendlichen Besichtigung seines Allerwertesten anrücken konnten. Und zum zweiten: was heißt hier »Hallo, ich bin der Mäc?« - Wer sich ihm vorstellen sollte, sagte: »Guten Morgen, Herr Oberstaatsanwalt, mein Name ist Hans Meier, Gerichtsreferendar, ich gestatte mir, heute meinen Dienst anzutreten«. So heißt das, meine Herren! Und im schwarzen Anzug und nicht wie dieser Lausbub im schlottrigen Gammelpullover und ausgefransten Turnschuhen. - Ein mächtiges Donnerwetter hätte er auf diesen Mäc herunterprasseln lassen können. Er fürchtete allerdings, dass es mit den heruntergelassenen Hosen nicht die erwünschte Wirkung gehabt hätte. Also begnügte er sich, so sarkastisch es ging, zu antworten:

»So, Mäc heißt Du, mehr Namen standen wohl nicht zur Verfügung«.

»Wieso", fragte Mäc, ,,hast Du mehr Namen?«

»Was heißt hier Du?!? - Weißt Du, vor wem Du stehst? - Du stehst vor Herrn Oberstaatsanwalt Dr. Schneck und der hat mir Dir noch keine Säue gehütet!«

»Nun brich' Dir mal keinen ab, Opa!«, erwiderte Mäc gelassen, »Erstens hast Du mit dem »DU« angefangen und das ist auch richtig so, und zweitens bist Du ja gar kein Oberstaatsanwalt mehr. Also was soll's?« Das hatte getroffen: kein Oberstaatsanwalt mehr und das vor Martha! Mit Martha verfuhr er so: Half sein Zorn nicht, so suchte er Wirkung durch beleidigt sein. Jetzt auch bei Mäc.

»Leider bin ich«, trug er mit theatralischer Gleichgültigkeit vor, »leider bin ich durch Krankheit schwer behindert. Das gibt wohl aber auch Dir nicht, junger Freund, das Recht, auf mir herumzutrampeln. Ich gestatte mir allerdings den Hinweis, dass wir - anders als bestimmte Herren – in unserer Jugend dem Volke – mit der Waffe gedient haben.« Bei diesen Worten hangelte Dr. Schneck sich zum Wohnzimmerbuffet und holte aus der obersten Schublade die wohl immer dort parat liegende Fotografie und zeigte sie dem Mäc. Die Fotografie zeigte drei junge Männer, ersichtlich

darunter Schneck in jüngeren Jahren mit nacktem Oberkörper. Lachend stapelten sie vor ihrem Geschütz die Flugabwehrmunition auf. In Verteidigung ihrer Heimat am Dnjepr stand in Sütterlinschrift unten auf der Fotografie. Mäc studierte das Bild und fragte dann:

»War Deine Heimat am Dnjepr?«

Dr. Schneck feuchtete mit der Zungenspitze seine Mundwinkel an und legte seine Augenlider in Falten, ein Ausdruck, der früher das Amt in Schrecken versetzte. Doch er sagte nichts. Mit Bitterkeit dachte er nur daran, dass es offensichtlich Mode wurde, auch Helden des Krieges in die faschistische Ecke zu stellen. Das trauten sich diese Kommunistenbengel und er musste lahm im Sessel sitzen. Nicht einmal einen Wachtmeister hatte er mehr, den er anheißen konnte, solche Volksschädlinge abzuführen. Mäc schien die gehässige Stille überhaupt nichts auszumachen. Unbekümmert hüpfte er gleich zum zweiten Reizthema:

»Sag' mal, wie heißt Du denn eigentlich? Unten auf Deinem Schild, da hat es wohl vor lauter Doktor und Oberstaatsanwalt keinen Platz mehr für den Vornamen gehabt.« Dr. Schneck wollte gerade die passende Antwort geben, da flüsterte die unglückselige Martha in ihrem törichten Wunsch, die Situation zu entkrampfen:

»Hermann-Josef heißt er.«

»Oh Weib, oh dumme Supp'«, wollte Dr. Schneck auffahren, aber Mäc kam ihm zuvor:
»Hermann-Josef ist mir zu lang. He-Jo passt doch auch ganz schön! «
Wieder gelang es dem neuen He-Jo nicht, mit Empörung einzuhaken. Die Handlung ging zu schnell. Mäc machte gleich weiter: »Also, ich bin der Meinung, He-Jo, wir sollten das Pflichtprogramm zügig durchziehen. Erst einmal den Body, rasieren und so. Nach dem Anziehen ist dann eine halbe Stunde Deine lahme Tatze dran und dann bleibt uns noch massig Zeit für 17 und 4.« Mäc lachte fröhlich und He-Jo gelang es einfach nicht, genügend Unmut zusammen zu kratzen, um sich einem wirkungsvollen Schutzpanzer aufzubauen. Ehrlich gesagt fieberte er später jeden Tag der Stunde entgegen, wenn er Mäc mit dem Fahrrad um die Ecke zu ihm biegen sah. Dieser ganze

schwergewichtige, aufgeblähte, ichsüchtige staatsanwaltschaftliche Panzer fiel von dem Dr. Schneck ab wie ein Kettenhemd. Er verbrachte die Stunden mit Mäc wie mit einem Kumpel, frei und unbeschwert. He-Jo war Name und Formel für eine neue Freiheit. Ich habe damit der Geschichte weit vorgegriffen. Denn zunächst gab es noch eine Anzahl heißer Kräche, wobei die arme Martha bei jedem Schrei drunten in der Küche ein Stück mehr in sich zusammenzuckte. Das fing schon beim Rasieren an. Hermann-Josef schrie fürchterlich, als ihm Mäc den Drei-Tage-Bart abschabte.

»Du Rohling, Du Gefühlloser, lass' mein Gesicht in Ruhe. Aua! Hör auf! Aua!«

»Sag, habt Ihr in Russland an der Front auch so geschrien?«

»Du kleiner Verweigerungswicht. Das sage ich Dir: der deutsche Landser hat jede Strapaze klaglos ertragen!« »Mit Ausnahme wohl der des Rasierens. Da haben alle zusammen geschrien!«

»Depp, blöder!«

Der blöde Depp klang keineswegs mehr aggressiv, er hatte schon ein wenig einen kumpelhaften Klang. Natürlich musste Hermann-Josef sein Gesicht wahren und so sagte er immer vor dem Rasieren:

»Du sollst nicht meinen, Du hättest einen Freibrief, mir die Haut abzuziehen, nur weil ich Frontsoldat in Russland war.« Aber beim Rasieren gab He-Jo nicht mehr den geringsten Laut von sich. Martha glaubte anfangs in der Küche, Hermann-Josef hätte der Schlag getroffen. Das mit dem Üben war natürlich auch eine solche Sache: Immer wieder den Arm heben, zu greifen versuchen, einen Knopf aufheben, einen Reißverschluss öffnen, etc. Hermann-Josef hatte den Eindruck, als werde er immer schlechter, als schwinde das Gefühl in den Fingern immer mehr. »Ich kann nicht mehr«, stöhnte er eines Tages.

»Du gibst also auf? «, fragte Mäc und da er das Hänseln nicht lassen konnte: »Kein Wunder, dass wir den Krieg verloren haben! « He-Jo sagte nichts.

Gegen diesen Luftikus konnte er sowieso nichts ausrichten. Heimlich übte er aber mit verbissener Energie und eines schönen Tages nach dem Rasieren, da sagte er:

»Mäc, gib' mir mal mein Hemd herüber!« Er nahm das Hemd und knüpfte es mit der schlechten Hand zu, langsam zwar und mit einer Reihe von Fehlstarts, doch am Ende war das Hemd zu. Mäc fielen die Augen bald aus dem Kopf. Als dann endlich der letzte Knopf, der Kragenknopf, zu war, nahm er warm das Gesicht von Hermann-Josef in die Hände und küsste ihn auf die Stirn. Von Hermann-Josef blätterte ein ganzes Leben Staatsanwalt sein ab, er wurde zum Kind; die Hände von Mäc waren die seiner Mutter.

»Du bist ein Kerl!«, sagte damals seine Mutter und heute sagte es Mäc. »Du bist ein Kerl!«, das war schöner, das machte ihn stolzer als das Bundesverdienstkreuz vom Justizminister. »Weißt Du, was wir gemeinsam haben?«, juchzte Mäc, und er gab im lustigen Trubel auch gleich die Antwort: »Dass keiner von uns je wieder Oberstaatsanwalt wird!« Da lachten die beiden Männer ausgelassen. War das schön, jetzt so kurz vor Weihnachten, dachte Hermann-Josef. Ich weiß nicht, wann ich zum letzten Mal gelacht habe. Ich möchte ihn zu meinem Sohn machen, den Mäc; er wird dann nie wieder gehen. Mein Gott, welche Freude ist in mein Haus eingekehrt!

»Ach, übrigens«, sagte Mäc, so beiläufig er irgendwie konnte, »nach Dreikönig bin ich nicht mehr da. Da lochen die mich ein. Vor dem Raketendepot gesessen und das wird Nötigung!« Die Hochstimmung, alle die glücklichen Gedanken, fielen wie ein Kartenhaus in sich zusammen. Ach ja, man durfte nicht eine Minute glücklich sein.

»Bist Du schon verurteilt?«

»Nein, aber ich werde es am Dreikönigstag.« Hermann-Josef, vormals Oberstaatsanwalt Dr. Schneck, prüfte in seinem ganzen Leben vor einer Entscheidung analytisch genau die Möglichkeiten, alle Für und Wider. Das war seine Stärke, das war die Ursache seiner Karriere. Heute dachte er an nichts, nur an Mäc oder genauer: dass Mäc von ihm weggehe. Und so sagte er spontan:

»Ich bin Dein Verteidiger!« Ob das überhaupt zulässig ist nach der Strafprozessordnung, dass ein Oberstaatsanwalt in Ruhe sich zum Verteidiger in einem Strafprozess aufschwingt: nach alldem fragte Dr. Schneck nicht. Mit dem Starrsinn eines alten Mannes wiederholte er dutzende Male in Selbstgesprächen: »Ich bin Dein Verteidiger.« Was war das für eine peinliche Situation, dieses Gerichtsverfahren!

Dr. Schneck hatte sich seine alte Staatsanwaltsrobe umgezogen und - als Gipfel der Geschmacklosigkeit - daran noch sein Bundesverdienstkreuz angeheftet. Im Rollstuhl ließ er sich in den Gerichtssaal fahren, Gebrechlichkeit vortäuschend, die gar nicht vorhanden war. Der vorsitzende Richter hätte sich einen geruhsamen Tag gewünscht und in einer halben Stunde den Blockierer wegen Nötigung verurteilt zu den üblichen Sätzen. Aber das war natürlich die Sensation, dass dieser alte Depp - früher ein Muster an Ordnung und Durchsetzungskraft – dass dieser alte Depp sich nicht entblödete, so eine komische Figur von Wehrdienstverweigerer zu verteidigen. Natürlich hätte er ihn aus dem Verfahren ausschließen können. Aber er ahnte das Geheul der Presse, die sich die Situation nicht entgehen lassen wollte, und er wusste auch, dass heute noch Günstlinge des Schneck's in hohen Ämtern saßen. Sie hätten den Skandal aktenmäßig aufbereitet. Und dann? Beförderung ade! Also saß er da unten in seinem schwarzen Wams mit blinkendem Orden und grimmiger Miene im Rollstuhl. Vielleicht wird es nicht so schlimm, dachte der Vorsitzende, aber er dachte dies nur bis zum Plädoyer. Wirkungsvoll versuchte Dr. Schneck sich unter dem Blitzlichtgewitter einige Male vergeblich aus dem Rollstuhl zu erheben, bis es ihm dann gelang:

»Hohes Gericht!«, begann er in der gaffenden Stille des Gerichtssaals.

»Heute am Dreikönigstag vor 1989 Jahren, da kamen Kaspar, Melchior und Balthasar nach Bethlehem und brachten Gold, Weihrauch und Myrrhe. Kämen sie heute nochmals, wären es vier Könige und der vierte König hieße Mäc. Er würde das kostbarste Geschenk bringen: die Freude!« Bis dahin hatte der Vorsitzende still vor sich hingeschaut. Jetzt hob er den Kopf zum Anklagevertreter hin, verdrehte die Augen; dieser zuckte mit den Schultern, verdrehte ebenfalls die Augen und flüsterte zur Richterbank:

»Das Christkind aber lag in einer Krippe, freute sich und sah aus wie der Oberstaatsanwalt Schneck!« Doch das Plädoyer ging weiter:

»Kann ein König, der Freude schenkt, verwerflich handeln? - Ich sage Ihnen, meine jungen Kollegen, NIE! Später wird eine andere Generation über sie zu Gericht sitzen und Sie fragen, weshalb Sie den, der Freude brachte, vom Tor des nuklearen Schreckens forttransportierten. Und ich frage Sie: Was wäre aus uns, aus dieser Welt geworden, wenn wir damals vor den Arsenalen gesessen hätten, um ein Zeichen des Widerstandes zu setzen, anstatt uns lachend mit Flakmunition und Geschützen in Russland fotografieren zu lassen. Angeblich sollten wir die Heimat verteidigen. Aber in Russland wird niemals die deutsche Heimat verteidigt. Die Heimat wird nur denen weggenommen, deren Boden, deren Häuser, deren Vieh wir verbrannten.« Dem Vorsitzenden wurden jetzt endgültig die Tiraden zu dumm. Süß-sauer unterbrach er Dr. Schneck und fragte den Angeklagten, ob nach seiner Meinung die Verteidigung genug gesprochen habe.

»Ja«, sagte Mäc, ohne zu erkennen zu geben, ob er selbst des Schauspiels das Hermann-Josef gab, müde war. »Ja«, sagte er also, verzichtete auf das letzte Wort, die Kammer zog sich in das Beratungszimmer zurück und schäumte! »Der Mäc, das sage ich Euch«, ereiferte sich der Beisitzer, »ist der raffinierteste Drecksack, den ich kenne. Angelt sich den alten Narren und lässt den einen Scheiß reden, dass einem die Haare zu Berge stehen.«

»Herr Kollege, ich weiß es«, unterbrach ihn der Vorsitzende. »Es bleibt uns aber nichts anderes übrig, als ihn freizusprechen. Bei einer Verurteilung würde die Pressemeute unisono über uns herfallen. Weil wir uns wegen der schwachsinnigen Verteidigung austoben wollten. Angiften würden sie uns, dass wir nicht in der Lage seien, zwischen Verteidiger und Angeklagtem zu trennen. Überdies hätten wir wegen Behinderung der Verteidigungsrechte einen Verfahrensfehler begangen.«

So kam es also zu dem Freispruch. Schamlos ließ sich Dr. Schneck von der Presse als alten Könner feiern, er gab Interviews in ARD und ZDF. Dort betonte er, die Strategie der Verteidigung sei aufgegangen und mehr noch, damit habe ein Erdrutsch in der Rechtsprechung bei der Beurteilung der

Nötigung stattgefunden. Erst am Schluss des Taumels dachte er an Mäc. Er hatte sich vorgenommen, bescheiden, aber ein wenig gönnerhaft dessen Dankbarkeitsbezeugungen entgegen zu nehmen. Doch vor der Tür des Gerichtssaals traf er nur die unglückselige Martha. Nein, sie wisse auch nicht, wo Mäc hingegangen sei, einen Zettel habe er ihr nur für ihn gegeben.
»Und was steht darauf? Lies, was er schreibt!«

»He-Jo, Du kennst das Ende der Geschichte von den Heiligen Drei Königen. Auch für den vierten König endet sie gleich: Nachdem ihnen ein Engel im Traum erschienen war, kehrten sie auf einem anderen Wege
in ihr Heimatland zurück.«

Allein stand der alte Mann in dem verlassenen Gerichtsgewölbe und hielt den Zettel in der Hand. Natürlich sagst Du die Unwahrheit, Mäc, um mich zu schonen. Ich weiß, warum Du verschwunden bist. Mit meiner Rolle als Verteidiger habe ich mir einen neuen Popanz übergestülpt. Ich halte mich wieder für bedeutend und das macht mich blind für Dich, Mäc. Der He-Jo schmolz in der Sonne des Ruhmes. Es gibt nur noch einen Dr. Schneck. Und der wird Mäc nie wiedersehen.

DER RICHTER DES HERODES
Weihnachten 1989

Ja, ich bin der Richter des Herodes, würde er antworten, wenn ihn jemand fragen würde. Nur fragt ihn niemand. Die Beamten des Hofes, die Müßiggänger in den Vorzimmern, ja selbst die Amtsboten und Wachtmeister, sie hatten ihn einfach vergessen. Schlimmer war es noch auf der Straße, wenn er nur ein Nichts gewesen wäre, ein Wandelnder mit einer Tarnkappe, der unerkannt wie eine unerlöste Seele umhergeirrt wäre. Doch es war schlimmer: die Nichtachtung, die Nichtbeachtung schlug ihm wie ein Pesthauch entgegen. Jede, auch die kleinste Verbindung war gebrochen, kein menschliches Fühlen, sei es Hass oder Liebe, reichte an ihn heran. Was ihm geblieben war, war seine Amtsstube im königlichen Palast. Gerechterweise musste man aber sagen, dass diese Amtsstube in einem nicht benutzten Teil des Marstalls flüchtig zusammengenagelt wurde. Immerhin, er residierte im königlichen Palast und er war der königliche Richter des Herodes. Vielleicht, ganz weit von hier, jenseits·des bekannten Teils der Welt, in Äthiopien etwa, oder im sagenumwobenen Land der Königin von Saba, da, wo der Fluch sich noch nicht eingenistet hatte, da würde man ihn sicher fragen, woher er komme und wessen Standes er sei. Er malte sich täglich in seinen unbeschäftigten Stunden – und es gab nur unbeschäftigte Stunden - aus, wie erstaunt die braunen Nubier, die Dorfschulzen, das Fellachenvolk Mund und Nase aufsperren, wenn er, der bescheidene Mann, ihnen eröffnet: »Ich komme aus dem königlichen Palast. Ich bin der Richter des Herodes.« Er wird nie in diese fremden Länder kommen. Das wusste er. Gerade jetzt musste er präsent sein, sonst kommen die Hofschranzen und behaupten, er habe von sich aus sein Amt aufgegeben, er sei nicht mehr der Richter. Wenn also die Wächter den Palast aufschlossen, war er der Erste, der hinein ging und stracks in seine Amtsstube eilte. Und erst als der Nachtwächter aufzog und die Schlösser prüfte, strebte er durch das Dunkel hinaus. Irgendwann muss einer vom Hohen Rat dies bemerken: diese Pünktlichkeit, dieser selbstlose Eifer, die nicht auf Lohn heischende Loyalität. Betroffen wird dann von ihm im Hohen Rat die Rede sein. Was haben wir ihm angetan, ihm, dem Treuesten, dem Richter des Herodes. Alle Fälle, alle

Entscheidungen, alle Macht haben wir ihm entzogen nach jenem bedauerlichen Zwischenfall mit diesem komischen Säugling. Mit seiner eigenen Person, die essen und trinken wollte, die Kleidung und eine anständige Ausstattung benötigte, ja die hin und wieder eine Gehaltserhöhung erfreuen würde, mit dieser Person belästigte er keinen Vorgesetzten. Im Hohen Rat musste er somit als die Inkarnation eines Richters erscheinen, fleischlos, bedürfnislos, dem Amt und dem Herrscher verbunden in unverbrüchlicher Treue und Gehorsam. Diese Träume waren für ihn wie ein laues, mit ätherischen Ölen gefülltes Bad: halb betäubt konnte er die Stunden damit verplätschern. Doch alle Versuche, einzutauchen, unterzutauchen in die Welt der staunenden Äthiopier, in die gerührten und rührenden Ansprachen der Hohen Räte, konnte nicht verhindern, dass die Wirklichkeit eindrang wie der Nordwind in seine zugige Bretterbude. Bei den Pharaonen oder am Hof der Königin von Saba mag es anders gewesen sein.

Da stand der Richter als Stütze seines Herrschers zu seiner Rechten in golddurchwirktem Gewande und die Mächtigen zitterten vor ihm. Der Richter des Herodes war dagegen zugegebenermaßen eine Notlösung. Angefangen hatte es, dass oppositionelle Schreier Gerechtigkeit für nachts heimlich Eingekerkerte verlangt hatten. Diese Demonstrationen drangen bis zum römischen Landpfleger. Es lag dem jungen, karrierebewussten Pontius Pilatus am allerwenigsten daran, irgendwelche Volksbewegungen zu schützen oder gar zu fördern. Für ihn war Herodes ein Pfeiler der Sicherheit. »Er ist wie eine Dampfwalze, genauso brutal wie dumm, so spottete er vor römischen Damen. Aber die Dampfwalze hatte noch jeden eingeebnet, der den Kopf heben wollte. Warum also Herodes schwächen, wenn man ein Muster an Ruhe und Ordnung präsentieren konnte? Allerdings - und darauf hatten ihn die Juristen der Zentralregierung wiederholt hingewiesen - wünsche der Kaiser auch in den besetzten Gebieten einen Rechtsstaat, will sagen: niemand soll bestraft werden, wenn es nicht durch einen unabhängigen Richter geschieht. Alles andere sei Barbarei. Pontius Pilatus war in der Lage, jeder Forderung seines Herrn nachzukommen. Seine herausragende Karriere verdankte er allerdings der Fähigkeit, die Ziele des Befehlenden diplomatisch so abzuschleifen, dass häufig der Sinn nicht mehr erkennbar schien. Für einen späteren Herrscher war er also immer ein begehrter Mann, einer, der gegen das korrupte alte System auf seine Art

angegangen war. Bei diesen Fähigkeiten war es für ihn also ein Leichtes, den cholerischen Herodes zu überzeugen.

»Was kostet so ein Richter?«, so fragt der Despot misstrauisch.

»Ei, gar nichts!« Ob er einen seiner Juristen von der Volkszählung abziehe, spielt doch keine Rolle. Unabhängig müsse der Richter sein? - Freilich, so schreibe es der Rechtsstaat vor. Er müsse, so augenzwinkernd Pontius Pilatus, eben nur den Unabhängigsten heraussuchen. Und vor dem Richter, da sei dann das Forum, staatsgefährdende Reden zu führen und dort müsse man sich hinterhältige Angriffe irgendwelcher Advokaten gefallen lassen? - Nicht doch! Ein Richter entscheide nach Aktenlage. Man bringe ihm also die Akten, schlage ihm den Spruch vor und hole die Akten mit dem Spruch, basta. Das leuchtete auch dem dickköpfigen Herodes ein. Mit einem ganz einfachen Mittel hatte er zwei Fliegen auf einen Schlag getroffen: wer wollte ihn künftig der Gewalttätigkeit zeihen, wenn doch ein unabhängiger Richter waltete. Und wie schön ist es, mit einem modernen Rechtsstaat die Freundschaft des Kaisers zu erhalten. An sich konnte er den feingliedrigen, parfümiert aalglatten Pontius Pilatus nicht leiden. Aber seine diplomatische Klasse: die musste man ihm lassen. Mit seines, des Herodes Richter, beschäftigte er sich damit das vorletzte Mal. Alles andere führte treulich und geschickt der Chef der Staatskanzlei, der Oberpriester Kaiphas, aus.

Und Kaiphas ließ ihn zu sich bringen und ernannte ihn zum Richter, zum Richter des Herodes! Mit dieser alttestamentarischen Spröde hätte er gerne dieses Ereignis gewürdigt gesehen. Niemand sollte den Schrecken bezeugen, als die Wache ihn abholte, wie er gerade die Statistik der Volkszählung auswertete. Er war doch immer..., er hatte doch nie..., so stammelte er zu sich, als es durch die hohen Gänge zu Kaiphas hinhallte. Ebenso verschlossen sollte das untertänigste Glücksgefühl sein, als er vor Kaiphas lag. Ja, ja, bis zu seinem letzten Atemzug werde er unabhängig sein, wie sein Herr es befiehlt. Nein, nicht eine Silbe seiner Amtsgeschäfte werde draußen über seine Lippen kommen, niemand, nicht sein Vater, nicht seine Mutter werden irgendetwas erfahren. Dir schwöre ich es, Fürst Herodes, mit meinem Leben, so sprach er dem Kaiphas nach. Vielleicht eine kleine Proklamation oder doch wenigstens eine Notiz im Staatsanzeiger hätte das

Amt wohl erheischt. Stattdessen war er wortlos nach dem Schwur entlassen. Aber bitte, das musste ja niemand wissen.

Das Amt erfüllte ihn ganz und gar. Eigentlich hätte ihm ein Wachtmeister die tägliche Ration der Akten gebracht und auch wieder abgeholt. Aber er liebte es, mit geschäftigem Schritt, leicht vorgebeugt, unnahbar, gedankenerfüllt den Gang entlang zur Kanzlei zu gehen. Es verstummte dann das Gemurmel und das Geseufze der Beschuldigten und Angeklagten, der Zeugen und Privatkläger, die auf roh gezimmerten Bänken auf ihr Schicksal warteten. Sie wussten es hoffentlich, wer durch sie durchschritt, ihr Richter, der Richter des Herodes. Einmal wenigstens, im Vorbeilaufen, sollten sie ihn zu Gesicht bekommen: die Unnahbarkeit, an der jeder Gruß abgeprallt wäre, sollte den strengen Richter zeigen. Aber er wollte auch ein beliebter Richter sein, ein Richter, der nicht immer auf das Höchste geht, der auch einmal ein Auge zudrücken kann. Tatsächlich war es auch der Wunsch des Herodes, so sagte Kaiphas, dass der vorgeschlagene Spruch durchaus in einer bestimmten Bandbreite variiert werden konnte. Also: schlug der Staatsanwalt für einen Diebstahl 25 Rutenhiebe vor, konnte er es schon einmal mit 20 gut sein lassen. Sollte einem Räuber die rechte Hand abgehackt werden, so konnte er es sich hin und wieder leisten, sich mit der linken zu begnügen. Klar, dass bei allen staatsgefährdenden Delikten wie Widerstand, Volksverhetzung etc. für einen solchen Spielraum kein Platz war. Innerlich hätte er es gern gesehen, wenn er bei aller Strenge bei diesen Leuten gar ein beliebter Richter gewesen wäre. Natürlich konnte er keinen von denen fragen und sich so den Anschein geben, als mache er sich gemein mit diesen. Aber er glaubte schon, er sei beliebt. Schön am Amt des Richters war, dass der Sachverhalt in der Akte bereits auf den entscheidungsrelevanten Teil aufgearbeitet war. Man musste also keine langatmigen, nicht zur Sache gehörenden Reden anhören, sich womöglich Belehrungen von Advokaten gefallen lassen, vor allem aber nicht Aug' in Aug' dem Unglücklichen das Urteil entgegenschleudern. Die Entscheidung nach Aktenlage war zweifellos ein zivilisatorischer Meilenstein. Mit Ruhe und Gelassenheit konnte er in klarer, ordentlicher Schrift das Urteil hineinschreiben. Im Laufe des Tages sank der Stapel der unerledigten Akten und in gleichem Maße war an dem erledigten Haufen der korrekte Fleiß sichtbar. Gewiss, hätte er sich aus dem Kreis der Beamten um Kaiphas gelegentliche in aufmunterndes Kopfnicken gewünscht. Aber, so sagte er

sich, die Person steht hinter dem Amt. Was funktioniert, das tadelt man nicht, es bedarf auch keines Lobes. Es funktioniert eben. Und er funktionierte.

Alles hätte so schön weiterlaufen können, wenn nicht an jenem unglückseligen Wintertag die grüne Chefakte auf seinem Tisch gelegen hätte. Doch eigentlich setzte die Ursache für sein schmähliches Schicksal schon früher ein: Ein Stern zog hinten auf im Morgenlande. Drei Gestalten nahmen diese Erscheinung zum Anlass, diesem Stern zu folgen. Die wahre Identität dieser Drei ergab sich nicht mit hinreichender Sicherheit aus den Akten: Sterndeuter sollen es gewesen sein, Weise werden sie hin und wieder genannt, ja, als Könige hat sie später das Gerücht bezeichnet. Ein ganz und gar gewöhnlicher Vorgang: Zauberkünstler, Possenreißer gaben sich vor dem gaffenden Publikum stets als mysteriöse Gestalten aus. Von weit her kommen sie, natürlich, das ist auch interessanter, prophezeien kann ein jeder, das zweite Gesicht ist auch beliebt. Diese nun ließen sich durch einen Stern führen. Neu, doch nicht sonderlich aufregend. Das Besondere war, dass die Drei sich anheischig machten, vor nichts Geringerem als dem königlichen Palast Halt zu machen. Hätte doch die Wache sie mit Fußtritten hinausgetrieben. Aber nein, was nicht einmal dem treuesten Diener, dem Richter, gelang: Herodes empfing sie und neugierig wie ein Fischweib lauschte er ihre Geschichten. Da liegt er nun, der ewige Orientale, auf seinem Diwan mit seinen eingeölten Despotenaugen, berauscht sich am Märchen, und ehe er sich versieht, ist er schon selbst Mitbeteiligter. Sie seien dem Stern gefolgt, so die Gaukler, weil sie aus Prophezeiungen oder von wem auch immer wussten, dass ein Kind geboren sei und dieses Kind der größte aller Könige werde. Direkt über Bethlehem habe der Stern angehalten. Hier also herum müsse das Kind sein. Daraus machte der Chef eine Akte, eine grüne Akte und spielte gleich kräftig mit. Er sieht eine dynastische Verschwörung, erahnt ein Komplott. Das war sein Element. Verschlagen wie ein alter Nomade will er die Drei zu Spionen machen, lässt sie in gutem Glauben, angeblich will er später kommen, um das Kind anzubeten. Den drei Spitzbuben, die sich wahrscheinlich nur ein warmes Abendessen erhofft hatten, wurde jetzt allerdings der Boden zu heiß. Denn sieht der Mächtige sich genasführt, dann ist der Scharfrichter nicht mehr ferne. Das hatten sie schnell begriffen. Also machten sich die Drei aus dem Staube und damit war die eigentliche Staatsaktion perfekt. So hatte er

gedacht beim Lesen der Akte. So hätte er aber nicht denken dürfen, er, der Richter des Herodes. Das gab er zu. Hätte er klar den Sachverhalt subsumiert, wie es von einem Juristen erwartet wird, *so* hätte er das Votum verstanden, das auf der Akte stand: »Genanntes Kind ist auszumerzen.« Auszumerzen, so dachte er leichtfertig, beinhalte ein breites Maßnahmenermessen. Und da er nicht nur ein strenger, sondern ein beliebter Richter sein wollte, verurteilte er das Kind wegen Verbreitung von Gerüchten zur Einweisung in ein Haus für schwer erziehbare Jugendliche. Kaiphas hätte das Unglück noch aufhalten können, las aber wie gewöhnlich das Urteil nicht. Also kam die Akte direkt vor Herodes. Wie der mit dem Kaiphas umgegangen sein musste, dass spürte der Richter, als er nun seinerseits bäuchlings vor Kaiphas lag. Vor Schreck war er unfähig, die ganze Sehimpfkanonade auch nur aufzunehmen. Immer wieder hörte er nur: »Befehle missachtet... Staatsfeinde geschont... selber Staatsfeind!« Allmächtiger, lass' mich noch flacher machen wie eine Flunder, hab' Erbarmen mit deinem unwissenden Knecht, fahrlässig, nur fahrlässig, das möge man glauben, habe ich gehandelt. Als Kaiphas schließlich erschöpft vom vielen Schreien Einhalt gebot, da wuselte es demütig aus dem Richter, sofort, er selbst werde die Ermittlungen leiten, ersäufen, unverzüglich und auf der Stelle, Vollzugsmeldung noch im Augenblick! Der Kelch der Leiden war aber dadurch nicht ausgetrunken: man hatte herausgefunden, dass der angebliche König in irgendeinem Stall in Bethlehem entbunden wurde. Die Spur führte auf einige Viehhirten, die von leuchtenden Engeln, Frieden auf Erden und von dem Kind in der Krippe faselten. Die Nachforschungen von dort waren nicht schwer. Nur, der Vogel war ausgeflogen, die Krippe, der ganze Stall war leer. Verdacht konnte niemand geschöpft haben, denn nur Herodes, Kaiphas und er kannten das Votum: Ausmerzen. Also war Flucht ausgeschlossen, also war das Kind in der Nähe untergebracht. Aber was tun? - Niemand hatte eine Beschreibung, weder vom Kind noch von den Eltern. Kaiphas um Rat fragen? - Da hätte er sich gleich erhängen können. Es musste aber gelingen, er musste einen Weg finden, er, der Richter des Herodes. In seiner Angst schrieb er also auf den grünen Aktendeckel: „Ausmerzen der Säuglinge bis zu zwei Jahren in Bethlehem!" Gott sei Dank, die Akte war weg, er saß allein in seinem Zimmer.

Ich will mich rechtfertigen, ich, der Richter des Herodes. Ich habe nichts von all den Gräueln gewusst, wie sie mir berichtet wurden: dass die Barbaren

die Säuglinge wie Krammetsvögel an ihren Spießen und Schwertern aufgereicht hatten, wie sie die schreienden Mütter lachend weggetreten hatten und so weiter. Wie gesagt, ich dachte an ungefähr fünf oder sechs. Dass aber Bethlehem von Säuglingen nur so wimmelt, besser wimmelte: das habe ich nicht gewusst. Ich habe auch erwartet, dass die Geschichte des Nachts und unbemerkt abläuft. Ich war nicht zuständig für die Methoden dieser Schlächter. Niemand hörte die Rechtfertigung des Richters des Herodes. Er muss die Rede alleine halten für sich und seinen Verschlag. Draußen spricht Kaiphas zur erregten Menge. Herodes läge im Palast und weine ob das unschuldige Kindlein, aber was hätte er tun sollen. Das Urteil sei von einem verblendeten aber unabhängigen Richter erfolgt. Es sei dies der schreckliche Preis des Rechtsstaates. Aber - so fährt Kaiphas fort - fortan sollen diesem Richter keine Fälle überantwortet werden und seien sie auch noch so klein. So haben also alle gewonnen, denkt der Richter bitter. Herodes hat sein Dynastieproblem gelöst, Kaiphas hat das Vertrauen des Herrn zurückerobert, nur der Richter, er hat keine Fälle mehr. Nichts, niemand lenkt ihn ab. Seine Rechtfertigung, sich selbst tausend Mal vorgebracht, ist ihm schal und kalt im Mund erloschen. Also sind es nur die unschuldigen Kindlein, die vor seinen Augen immer erscheinen, aufgespießt, wie Krammetsvögel, immer, jeden Tag. Nur in der Winterszeit, an einem ganz bestimmten Tag, da leuchtet der Stern über Bethlehem. Auch ihm leuchtet der Stern, ihm, dem Richter des Herodes. Er soll herkommen zur Krippe, seine Knie beugen und seine Schuld vor dem Kindlein ablegen. Nur glauben muss er daran, glauben, dass dieses Kind ihn erlöst. Der Richter des Herodes darf aber nur glauben, was in den Akten steht. Das gebietet das Recht. Und in den Akten steht nur etwas von Verschwörung und Umsturz, nicht aber von Erlösung und Befreiung von Schuld. Wenn er also hinginge wie die drei Könige, dann wäre er nicht mehr der Richter. Alles würde von ihm abfallen, er hätte nichts mehr, nicht einmal den Schein der Richterwürde. Er müsste vertrauen, grenzenlos und ohne Vorbehalt vertrauen, wie jene Viehhirten, die den Frieden über der Krippe sahen. Aber er, der am klaren römischen Recht geschult ist, musste sich sagen: Das geht doch nicht'. Ein Kind, dieses Kind, kann doch nicht die einzige Hoffnung, der einzige Halt in dieser Welt sein! - Oder doch? - Ach, wenn man nur glauben könnte.

PFEFFER`S WEIHNACHTEN
Weihnachten 1990

Im ehemaligen Siechenhaus - jetzt Altersstift genannt - musste heuer am Heilig Abend die Weihnachtsfeier schon um 04.00 Uhr nachmittags beginnen. Das hatte mit der verkürzten Arbeitszeit des Pflegepersonals zu tun; vor allem konnten etwaige Angehörige der lieben Alten rechtzeitig bei sich zu Hause zur Bescherung im engeren Familienkreis sein. Es war eine schöne Weihnachtsfeier. Das meinten wenigstens die Schwestern und die freiwilligen Helferinnen. Im Speisesaal hatte man eine große Hufeisentafel gebildet. Diejenigen, die gehen konnten, sollten in bunter Reihe sitzen; also zehn Frauen, ein Mann; die anderen wurden in ihren Rollstühlen von Zivis hereingeschoben. Wie gesagt: Es war, wie die Schwestern und Helferinnen meinten, eine schöne Weihnachtsfeier. Zuerst trat der Weihnachtsmann auf und sagte: Draußen vom Walde komm' ich her und bring Euch eine gute Mär ... Aus einem großen Sack erhielt dann jeder ein genormtes Präsent: Zwölf Eier, 500g Butter, drei echte Nürnberger Lebkuchen und einen Schokoladen-Nikolaus. Anschließend sang der Schwestern-Chor »Stille Nacht« und andere Weihnachtsweisen, eine Ministranten-Gruppe spielte auf der Blockflöte. Hieran schloss sich der bunte Abend an. Der Silbertaler-Hias war der Conférencier mit seinem Markenwitz: Ein Mann, ein Wort; eine Frau, ein Wörterbuch. Dazwischen spielte Franz auf der Ziehharmonika bekannte Lieder, wie etwa: »Bei uns im Böhmerwald«, »Das Kufsteinlied« oder »Das allerschönste Kind, das man in Polen find«. Es war eine schöne Weihnachtsfeier, das sagte auch Schwester Genoveva als Einleitung zum Herrenhauptlehrer i.R. Karl Seibold. Sie kam unerwartet in sein weihnachtlich geschmücktes Zimmer, denn es war schon nach 06.00 Uhr abends, und auf den Gängen und im Saal war die gedämpfte Nachtbeleuchtung bereits eingeschaltet. »Ja, es war eine schöne Weihnachtsfeier«, erwiderte der Hauptlehrer Seibold und lächelte so gütig-überheblich, wie er es aus 30 Jahren Schuldienst gewöhnt war. Wie gewöhnlich an Sonn- und Feiertagen hat Herr Seibold sich einen Umlegekragen - Vatermörder genannt - angezogen, dazu einen Stresemann-Anzug. Die Krawatte variierte: Silbergrauer Grund mit schwarzen Streifen

oder schwarz mit silbergrauen Streifen. Heute, am Heiligen Abend, war es die Schwarze mit silbergrauen Streifen.

»Es ist wegen des Herrn Pfeffer«, hob Schwerster Genoveva an. »Ah, der Pfeffer«, bemerkte Herr Seibold, wie wenn er im Notenbüchlein studierte.

»Ja, der Herr Pfeffer. Sie waren doch sein Lehrer.«

»Gewiss, gewiss«, lächelte Herr Seibold salbungsvoll und überheblich. Er sah ihn noch vor sich, den kleinen Pfeffer. Nicht dumm, zugegeben. Aber damals schon ein Freigeist, so eine immer leicht aufsässige Haltung, nicht offen, aber spürbar. Er konnte ihn nie richtig erwischen und deswegen ärgerte er sich. Der Pädagoge, so dozierte er jahrzehntelang, wünscht den freudigen Gehorsam der Jugend. Die Jugend soll in dem Erzieher ihr Vorbild sehen. Damit meinte Herr Seibold zuförderst sich selbst. Er hatte im Krieg dem Vaterland seinen linken Arm geopfert. Und damit das jeder sah, lag der Unterarm in einer schwarzen Armbinde, die lahmen Finger waren bedeckt mit einem glänzenden, ebenfalls schwarzen Handschuh.

»So, so, der Pfeffer«, lächelte Seibold weiter. Er lächelte, weil er recht behalten hatte. Der Pfeffer hatte sich die Hörner abgestoßen. Wollte wohl mehr werden, aber er blieb dann eben das, zu was er von seinem Vater bestimmt wurde: Maler, Anstreicher besser. Er hatte sein Lebtag keinen Lehrbuben, denn die paar Küchen zu weißeln oder Fenster zu streichen: Das konnte einer allein. Viel brachte es nicht ein. Mit Mühe nur brachte der Pfeffer und seine Maria ein einstöckiges klappriges Häuschen in der Vorstadt zuwege; dafür musste er sein ganzes Malerzeug auf einem Leiterwägelchen herumtransportieren. Doch den Kopf, den trug er ganz oben. Denn was den Pfeffer in seiner Einbildung über alle die Fabriker, Krämer, Bauern und Handwerker hinaushob, war sein Sohn, der Walter. »Rechtsanwalt wird er, und was für ein scharfer«, so dachte der Pfeffer und so denkt er auch heute noch. Wieviel Spaß hatte man doch früher am Stammtisch im »Pflug« mit ihm, wenn er die Gloriole um seinen Walter ausbreitete. Denn schon damals mussten es gut und gerne 20 Semester sein, die Pfeffer jr. studierte. Hauptsächlich studierte er allerdings das weibliche Küchenpersonal im Gäu und vor allem führte er das große Wort in allen Wirtshäusern bis hinunter zum Bahnhofsständle. Da wusste jeder der Stammtischbrüder eine pikante

Geschichte des Pfeffer jr. gegen den alten Pfeffer anzusetzen. Mochten auch alle die Mostköpfe lachen, der Pfeffer fand hocherhobenen Hauptes sich aus der Bredouille. »Wenn mein Walter einmal den Gerichtssaal betritt, dann zittert jeder Staatsanwalt«, so trumpfte er im allgemeinen Gelächter auf. Nichts, gar nichts konnte ihn beirren, kein Opfer, keine Last waren ihm zu schwer. Das Ende vom Lied ist bekannt: Der Walter versoff auch das Vorstadthäuschen, die Maria starb, und so kam der Pfeffer hierher vor vier oder fünf Jahren vielleicht, weil er wegen der Arthritis in seinen Fingern den Pinsel nicht mehr rühren konnte und überhaupt: Wo hätte man ihn wohl unterbringen sollen?

»Wissen Sie«, sagte Schwester Genoveva, »er war nicht einmal bei der Weihnachtsfeier, obwohl sie so schön war. Und in seinem Zimmer hat er sich strikt einen Weihnachtsbaum verbeten, kein Zweiglein duldet er am Fenster. Und jetzt sitzt der drunten, ganz allein. Sie kennen ihn doch! Man sollte sich ein wenig um ihn kümmern, sein Lehrer sollte sich um ihn kümmern!«

»Ja, ja, der Pfeffer«, sagte der Herr Hauptlehrer und erhob sich.

»Vergelt's Gott!«, sagte Schwester Genoveva.

»Segne es Gott«, lächelte Herr Seibold gütig-überheblich. Wie früher, als der die Knaben aus dem Karzer holte, ging der Herr Lehrer knarrenden Schritts nach unten. Sein Gang war wie sein Lächeln: gütig-überheblich. Da saß er also, der Pfeffer, in dem riesigen Speisesaal inmitten der leeren Resopaltische im Dämmer. Die Augen hatte er ein wenig zugekniffen, als versuchte er etwas durch die Fenster in der Dunkelheit zu erspähen. Hin und wieder sog er an seiner bereits heruntergebrannten Salem Nr.5.
»So, so, Pfeffer«, wandte sich der Herr Lehrer an ihn, »Du solltest Dich halt geben! Du kannst am Fest der Liebe Dich nicht einfach verweigern, nur weil Dein Sohn es nicht fertiggebracht hat, Dich zu besuchen!«

»Walter hat zu studieren; ich dulde es nicht, dass er die wertvolle Zeit hier im Siechenhaus verplempert!«, schnarrte ihm der Pfeffer entgegen. Ja, ja, so waren sie alle, lächelte der erfahrene Pädagoge und Lehrer. Über ihrer Verzweiflung, da pflegten sie noch den Firnis des Stolzes. Aber da wusste er

schon Rat, diese Blase aufzustechen. Nicht lange wird es dauern und auch du Pfeffer, wirst schluchzend den Kopf zwischen die Arme nehmen und später wird Schwester Genoveva zu mir sagen: Du bist der gute Hirte! Also forsch' drauf los.

»Aber Pfeffer, würdest Du hier herunten hocken, wenn Dein Walter Dich besucht hätte, einmal besucht hätte, in all den Jahren?! Wir haben das doch beobachtet und haben gesehen, was aus Dir geworden ist: Ein Mann ohne Weihnachten.« Ganz gegen die psychologische Regel nahm Pfeffer diesen Schlag gelassen, ja freundlich auf:

»Da mögt Ihr recht haben. Ich habe mir früher allemal gewünscht, der Walter käme am Heiligen Abend mit den 500er vorgefahren, er hätte einen feinen Innenpelz an. Und Ihr alle, die Ihr an den Türen lauert, würdet die Geschenke sehen, die er bringt: Einen echt seidenen Morgenmantel und ein Nassrasur-Ensemble aus Sterling Silber. Nur Eure Hochachtung, die Hochachtung der Alten hier im Heim: Das ist doch nicht die Wirklichkeit. Ich bin aber ein Mann der Wirklichkeit! « So sagte es der Pfeffer und hob ein wenig affektiert die Kippe seiner Salem Nr. 5 nach oben. Genau das war die gleiche Haltung, die gleiche Miene wie vor 60 Jahren, als er ihm fünf Tatzen vor versammelter Klasse verabreicht hatte: Stolz und verstockt nahm er die Tatzen in Empfang, ging zurück in seine Bank und setzte sich aufreizend, ohne die Miene zu verziehen. Stolz und verstockt wollte er jetzt sein Unglück vertuschen. Das wäre ja noch schöner. Ich, sein Lehrer, bemühe mich - fast wollte er sagen, außerhalb der Dienstzeit - um diesen Kerl zur christlichen Weihnacht zurückzuführen. Und wie dankt er es mir? Habe ich das nötig? Ich, der ich heute im Kreis von acht Enkeln und drei Söhnen die Bescherung erleben durfte? Mich will er angehen, dieser Pfeffer, der sich mit seiner Affenliebe zu seinem missratenen Sohn sein Leben zunichte gemacht hat?

»Pah! Mann der Wirklichkeit«, entgegnete somit Herr Lehrer Seibold grob, »die Wirklichkeit ist, dass Du Deinen Sohn verspielt hast und im Begriff bist, das Heiligste, was wir haben, den Glauben an das Frieden und Lieben umschlingende Band von Weihnachten zu verspielen«.

»Ja, das ist es: Ich habe den Glauben an dieses von Euch zelebrierte Weihnachten verloren. Ich bin froh, dass ich nicht wie Ihr das eineinhalbstündige Schauspiel mit den acht Enkeln und den drei Söhnen mitmachen musste. Denn ich sehe die entnervten Schwiegertöchter, wie sie ihre gelangweilten und maulenden Rangen in die Reihe bringen mussten. Warum man denn wieder zu dem Opa ins Altersheim müsse? Aber bloß nicht singen und den Weihnachtsbaum anplärren mit »Süßer die Glocken nie klingen« wie im letzten Jahr. - Überhaupt, dauert es wieder so lange? Dann gibt es Krach. Die Mutter geifert, dass sie es ja schließlich war, die sich die Geschenke habe ausdenken müssen. Wein und Zigarren dürfe er nicht mehr, etwas zum Aufstellen gehe nicht, weil das Zimmer zu voll sei, eine Wolldecke um die Beine, das habe man letztes Jahr geschenkt. Also was dann? Zu all dem müsse sie noch das Gequengel anhören. Der Mann kümmere sich wieder einmal um gar nichts, obwohl es eigentlich doch sein Vater sei, und so weiter. So erscheinen sie also vor Dir. Innerlich haben alle eine Wut auf Dich, dass Du noch immer lebst und ihnen wieder wie jedes Jahr die Zeit wegstiehlst. Nach außen begegnet man Dir mit einer süßlichen Sacharin-Stimmung. Du musst jetzt so tun, als freue Dich alles, Du sollst vor Dankbarkeit über alle die sogenannte Liebe nur so strömen, damit die abziehende Bande wenigstens das Gefühl gehabt hat, eine gute Tat begangen zu haben. Nein, gewiss, ich beneide Dich nicht. Ich bin ein Mann ohne Weihnachten, sagst Du. Besser: Ich bin ein Mann ohne diese Weihnacht. Denn bei dieser Weihnacht hat man das für mich Wichtigste abgeschafft: das Christkind. Gehe einmal durch die vorweihnachtlichen Straßen, nimm an allen möglichen Weihnachtsfeiern teil: Du wirst geschmückte Christbäume in Fülle sehen, goldene Glocken, mit Tannenzweigen verzierte Geschenkpakete, aber nirgendwo wird auch nur Erwähnung getan von dem, was eigentlich gefeiert werden sollte: Von der Geburt des Herrn! Statt des Christkindes hat eine neue synthetische Kult- und Werbefigur Besitz ergriffen: der Weihnachtsmann! Den sieht man überall in rotem fellbesäumten Kapuzenmantel mit umgehängtem Bart. Er verdreht und zückt die Augen beim Anblick einer Videokamera von nur DM 2.000,--, er zeigt sich stolz in seinem Achtzylinder und spendiert mit gemütlichem Brummbass im Kaufhaus gratis Stuttgarter Hofbräu. Die Kinder glauben an ihn wie an ihre Comic-Figuren. Er ist für sie wirklich wie Micky Maus oder Tom und Jerry. Wenn heute aber einmal ein Kind sagen würde: Ich freue mich auf das Christkind, so würde man es mitleidig anschauen und

glauben, seine Eltern hätten derzeit einen Jesus-Tick. Das Merkwürdigste an allem ist: Kein Mensch ist glücklich oder wenigstens froh. Jeder ist gestresst, jeder tritt jedem auf die Nerven, am liebsten möchte man ganz weit weg, auf die Kanarischen Inseln etwa, bis der ganze Rummel vorbei ist.«
»Pfeffer, Pfeffer«, tat Herr Seibold entsetzt: »Wie weit bist Du herabgesunken!"

»Noch nicht weit genug«, erwiderte Pfeffer, »noch nicht weit genug! Ich möchte hinabsinken, ganz hinab bis hin zu meiner Kindheit. Da habe ich wirklich das Jesuskind in der Krippe gesehen. Auch Engel flogen um unser Haus. Ich kann Dir noch genau die Stelle zeigen, ich sehe noch das goldene Haar, das blaue flatternde Kleid. Das war gewiss kein Traum! Ich habe dann das Kind verloren wie jeder, wenn sich sein Herz mit den Jahren verhärtet und er sich vor dem, wissenden' Lächeln der Erwachsenen geniert. Jetzt will ich es wiederfinden: das Kind. Das kann nicht so schwer sein. Denn unser Herr ist ja nicht erschienen: Unnahbar, mit aller Macht und Herrlichkeit, nicht mit Gewalt, so dass die Berge bebten. Wie das Leben entstanden ist, so ist auch der göttliche Funke auf die Welt gekommen: Klein, unscheinbar, ungeschützt, inmitten von Leere. Ich meine, man muss alles wegkehren: Den Ochs und das Eselein, den süßlich kitschigen Stall mit einem hold selig gelockten strahlenden Knäblein im Krippelein, das ganze Lametta muss weg, die Geschenkwut und endlich der Zwang, zwei Tage heimelig-innerlich fromm zu sein. Inmitten von Leere warten. Warten, dass der göttliche Funke, der dem Kind eingegeben wurde, auch auf uns überspringt. Nur dann gewinnt unser Leben Sinn, auch unser altes, gebrechliches und in den Augen der anderen unnützes Leben. Denn wir verwirklichen jeden Tag einen Teil des Schöpfungsgeschehens. Wir schaffen mit an der Vollendung der Welt. Das Kind zeigt, dass, klein oder wenig ein menschliches Maß ist, das in der Schöpfung nicht geht: Das in unseren Augen Kleinste und Winzigste hat tatsächlich mit seiner Kraft die Welt, das ganze Weltall, verändert. Also können wir es auch. Fühlen wir das, dann sehen wir das Jesuskind, so wie wir es als Kind gesehen haben. Das ist dann die Wirklichkeit!« Herr Seibold nahm die Rede von Pfeffer schweigend und mit zunehmender Missbilligung auf.

»Das steht aber nicht im Katechismus, mein lieber Pfeffer, das riecht mir nach Kommunismus, nach Buddhismus oder sonst einen -ismus. Ich sage Dir,

Pfeffer: Ich habe meinen Glauben, und dabei bleibt es!« Sprach's und machte sich knarrenden Schritts davon, weil er es leid war, sich mit diesem ungeratenen Schüler weiter auseinander zu setzen. Der Pfeffer aber saß noch lange in dem großen Speisesaal inmitten der abgeräumten Resopaltische. Er sog hin und wieder an seiner Salem Nr. 5, schaute mit zusammengekniffenen Augen in die dunklen Fenster und sagte – weil Herr Seibold ja gegangen war - zu sich selbst:

»Nichts bleibt, nichts soll bleiben, damit man leer wird, damit jedes Jahr der göttliche Funke des Kindes überspringen kann. Das ist mein Weihnachten, Pfeffer's Weihnacht!«

DER WEIHNACHTSPOET
Weihnachten 1991

Das Jüngste Gericht ist auch nicht mehr das, was es einmal war, dachte er süffisant und erinnerte sich an dieses schreckenerregende Bild in seinem Katechismus, wo der Rächergott mit wehendem Bart über einer Wolke daher brauste, die Verurteilten schon nackt in Flammen standen und auch die Geretteten in ihren weißen Kleidern wie verschreckte Schafe sich zu einem Haufen drängten. Es bestand aber kein Zweifel, dass er gestorben war, er, Dr. Jens Zappe, aufstrebender Stern am Rechtsanwaltshimmel, Mitglied des Rotary-Clubs, Golfer, in zweiter Ehe mit einer Schauspielerin verheiratet und Ferrarifahrer. Das war es, der Ferrari: Bei 250 km/h röhrte er noch so kraftstrotzend, so unangestrengt, so männlich, so erfolgssicher. Gewiss: Sein Ferrari war auch er. Nur die Windböe kurz vor einer Autobahnbrücke brachte diese rote Rakete einen halben Meter seitwärts in Verlegenheit und das war es denn auch: Die stolzen bewunderten 450 PS zerschellten am Pfeiler und er mit ihnen. Und jetzt saß er da bei seinem letzten Gericht. Über den Urteilsspruch machte er sich keine Illusionen. Denn das, was ihm Spaß gemacht hatte – der Kampf um Erfolg, die Kraft der Rücksichtslosigkeit, die Bewunderung seiner Anhängerinnen, der Taumel im Sinnengenuss – das brachte ihm in diesen Gefilden gewiss keine Pluspunkte. Was ihn störte, war nur diese wenig feierliche Atmosphäre. Wenn man schon zugrunde gehen musste, dann mit dem schaurigen Pomp wie im Katechismus. Doch dieser schäbige Raum erinnerte ihn mehr an die stickigen, heruntergekommenen Büros der Steuerfahndungsbehörde. Dieses billige abgetretene Linoleum, zwei nicht zusammenpassende Holzstühle aus der Kaiser-Wilhelm-Zeit und der unsägliche Schreibtisch mit kunststoffbeschichteter Holzimitation. Dahinter dieses späte Mädchen. Welche Funktion sie eigentlich hatte, wusste er nicht. War sie nur Bote, der das Urteil zu verkünden hatte oder hatte sie das gesamte Handgeschriebene selbst ermittelt? Stand es gar in ihrer Macht, Art und Ausmaß des Urteils zu bestimmen? – Fragen, lässig, freundlich, witzig, herb, charmant vorgetragen, prallten unbeantwortet an ihr ab. Sie war nicht freundlich, aber auch nicht unfreundlich, nicht sachlich, aber auch nicht unsachlich,

nicht laut und nicht leise. Aber das Gefühl, dass sie ihn in den tiefsten Schlund stoßen werde, verließ ihn nicht. Eine Vorahnung der Pein gab das unsägliche Dietlinger Hochdeutsch, indem sie den ganzen Akteninhalt herunterlas. Er kannte ja alles schon. Muss das also sein, dass der ganze Quark nochmals in diesem entsetzlichen Singsang über ihn geschüttet werden musste? – Es musste!

„Sie werden wohl selbst einsehen, dass angesichts der Aktenlage eine Zeit der Buße über Sie verhängt werden muss." Das sagte sie, als sie zu Ende kam, und ohne aufzublicken, fuhr sie fort: „Ihnen steht die Wahl zu, die Buße hier oder auf der Erde zu absolvieren."

„Auf der Erde bedeutet wohl Kuli in Bangladesch oder Leichenwäscher am Ganges?", fragte er und kam sich witzig vor. Doch der saure Engel oder was er auch war, schaute nicht einmal auf, antwortete aber:

„Auf Erden führen Sie Ihr bisheriges Leben fort."

„Verstehe ich richtig? – Ich soll, ich darf mein bisheriges Leben fortführen? Das ist die Buße?"
„Ja, ganz richtig", erwiderte sie süßsauer, „Sie führen ihr bisheriges Leben fort mit der Maßgabe, dass Sie sich nicht mehr verändern können."

„Ist das wahr? Ich bleibe also jetzt 40 Jahre wie ich war, in vollem Saft und Kraft und das, solange die Buße dauert?" „Wenn Sie das so verstehen, ja!"

Vielleicht hatte er ihr doch Unrecht getan, dieser Jenseits- Zitrone, dachte Dr. Zappe. Denn es trat alles ein, wie ihm vorausgesagt war. Mit Verve und Kampfeslust stürzte er sich in seine Strafverteidigungen, die Verbände rissen sich um ihn als Gastredner, er hatte ein gemütliches Zuhause, die Frau war ihm zugetan, die Kinder wuchsen heran. Zuerst unmerklich, dann aber immer schneller und schließlich in weiten Sprüngen schlichen sich Veränderungen ein. Das erste Mal fiel es ihm auf, als er mit seiner Frau einen Fachkongress in Hamburg besuchte. Der Präsident stellte entzückt fest, dass Herr Dr. Zappe es sich nicht habe nehmen lassen, seine Frau Mutter mitzubringen. In der Tat, das sah er jetzt auch: Seine Frau war ein altes verhutzeltes Weib geworden und passte nicht mehr zu ihm.– Ganz klar: Er

musste sich von ihr scheiden lassen und eine seiner Frische entsprechende Gefährtin suchen. Das erwies sich auch als ganz einfach. Und schön auch noch. So ein junges frisches Blut: Da sieht die Welt ganz anders aus. Natürlich – das wusste er auch – bleibt kein Gefühl ewig, vor allem nicht ein erotisches Hochgefühl. Ihm kam aber immer drängender zu Bewusstsein, dass bei ihm alles rascher ablaufe, und dass die Geschwindigkeit mit der Zeit verfloss, immer rasender wurde. Was war für ihn als Kind ein Sommer? – Eine Ewigkeit! Oder gar ein Jahr! – Mit zunehmendem Alter vereilten dann die Wochen und kaum versah man es, war schon wieder ein Jahr abgelaufen. Aber jetzt stürmten nicht nur die Tage, die Jahre: Es strömten die Jahrzehnte vorbei wie ein Film, der auf dreifache Geschwindigkeit gestellt wurde. Seine Kinder hatte er alle zu Grabe getragen und seine Enkel – oder waren es schon seine Urenkel? – saßen vergreist im Altenheim. Sie erkannten ihren jugendlichen Vorfahren nicht mehr. Und mit den Frauen? – Er wusste gar nicht mehr, die wievielte es war, die er zur Hochzeit genommen. Doch schon in ihrem jungfräulichen Leib sah er bereits die Falten und Altersflecken, er roch schon die krebsigen Ausdünstungen, er hörte schon die Totenglocken schallen. Bald darauf – was heiße schon bald? Sind hundert Jahre bald? – bald darauf also sah er diese Zeichen schon bei der nächsten, der übernächsten. Kaum vorausgesehen stürmte schon die Wirklichkeit heran. Nein, das hielt er nicht mehr aus! Dieser ewige Wechsel. Beständig seine immer gleichen Liebesschwüre, beständig die Augenblicksfunken von Hochzeitsnächten, beständig die Schar der kommenden und sterbenden Nachkommen. Alles ging im Zeitraffer. Nur er blieb 40 Jahre alt. Und – wie versprochen – immer gleich.

So verschwand denn die lange Reihe der Ehefrauen und der Geliebten. Nicht nur wegen des schwindelerregenden Zeitkarussells. Er konnte keine Kontakte mehr knüpfen. Mochten die jungen Frauen wegen seines Äußeren anfangs noch entzückt sein. Diese altväterliche, ja mittelalterlich vertrocknete Art hielt niemand aus. Er hatte Ausdrücke wie „Sehnsucht“, „Glück“, „Erfüllung“, „Gemüt“, auf Lager, die kein Mensch mehr verstand. Er fand Spaß, sich zu irgendwelchen Lauten zu bewegen und nannte das Tanz. Dabei verlangte er perverserweise, sich an die Frau zu klammern. Besonders scharf war er darauf, zu zweit zusammen zu sitzen und – in der Zwischenzeit ausgestorbene – tote Tiere wie Schafe oder Rinder zu

verzehren. Dinner nannte er das. Wie abscheulich! Noch bevor es keine Gefährtinnen mehr gab, starben die Freunde, die Bekannten aus. Neue wuchsen nicht nach. Denn wer wollte schon mit diesem ewig gleichen langweiligen Sonderling Gemeinschaft schließen. Er verstand die neue Zeit nicht. Er begriff nicht, dass die Kunst der Rede, wie er sie im forensischen Streit geschliffen hatte, ausgestorben war. Es gab keine Rechtsanwälte, keine Gerichte mehr. Wurde jemand eines Vergehens oder Verbrechens beschuldigt, so erlosch automatisch seine Legitimationskarte. Er konnte nichts mehr kaufen, sein Fahrzeug nicht mehr in Bewegung setzen, die Haustüre nicht mehr aufsperren, mit niemand mehr sprechen. Kurz: Er hörte auf zu existieren. Der Beschuldigte musste zum Rechtsinformatiker, der rechnergestützt das Urteilsbillet einholte. Ähnlich wie früher eine Parkkarte mussten diese dann eingelöst werden. Dann war alles O.K. Mit ihm, Dr. Zappe, war nichts mehr O.K. Generationen von Beamten hatten sich bei der Behandlung seiner Rentenanträge gewundert, dass so ein junger Mensch bereits Pension bezieht. Das ging, bis es der Versicherung zu unheimlich und zu teuer wurde: Sie steuerte ihn einfach aus.

Was sollte er jetzt noch tun? Womit seinen Lebensunterhalt verdienen? – Da fielen ihm die Weihnachtsgeschichten aus einem ersten Leben ein, die heutzutage völlig vergessen waren. Und das war in der Tat ein Medienschlager ganz besonderer Art! Er wurde berühmt als der Weihnachtspoet. Da erzählte er also, wie das Christkind in einem Stall auf die Welt kam, wie es in der Krippe lag und ein Ochs und ein Esel das Kindlein mit ihrem Atem wärmten. Die Kinder wunderten sich darüber, was das wohl gewesen sei: Ein Ochs und ein Eselein. Und sie stellten sich dabei irgendwelche Kunstmäuse und Saurier vor, wie sie es von den Trickfilmen her kannten. Und die Erwachsenen wunderten sich, dass man seinerzeit sich ungeschützt der Atmosphäre aussetzen konnte, ohne sogleich von UV-Strahlen verkrebst zu werden. Aber es waren eben Märchen. Und der Reiz der Märchen ist gerade das Unwirkliche, das Phantastische. Besonderen Erfolg hatte Dr. Zappe mir Geschichten, die vom weihnachtlichen Schnee handelten. Denn Schnee war für die Heutigen ein unbekannter Körper. Offenbar fiel das Zeug nur aus dem Weltall, wenn es kalt war. Kälte gab es nicht mehr auf der Erde. Im Gegenteil: Der Treibhauseffekt hatte sich mit den Jahrzehnten verhundertfacht. Leben konnten die Menschen nur noch in unterirdischen, riesigen strahlengeschützten Kavernen. Die Erdoberfläche

zu sehen oder gar auf ihr zu wandeln, kam niemand, wirklich niemand in den Sinn. Denn außer Staub und glühend heißem Geröll gab es rein gar nichts. Also war das schon eine Sensation, die Geschichte vom Schnee. Ja, kalt war es damals, dass man sich mit Tierfellen vermummen musste. Und so erzählte er dann: Da stapfte der Vater Thomas von seiner Hütte am Weihnachtsabend hinunter in das Tal. Brot musste er im Dorf holen, Äpfel und Lebkuchen und natürlich die lange versprochene Weihnachtsgans. Alles bekam er und sein Rucksack war prallvoll, als er sich auf den Rückweg begab. Der Schneesturm hatte aber so zugenommen, dass Thomas nichts mehr vor den Augen sah und bei jedem Schritt bis zur Hüfte einsank. Er hatte noch nicht die Hälfte des Hanges überwunden, da legte sich ob der Anstrengung und der Kälte eine so bleierne Müdigkeit auf ihn, dass er die Augen schloss, noch ein paar Schritte ging und einschlief. Da plötzlich wurde es licht um ihn, er hörte die Engel singen: „Euch ist der Heiland geboren. Friede den Menschen auf Erden!“ Da raffte er sich auf. Und in dem himmlischen Licht, da stäubte er nur durch den Schnee. Schon bald sah er den Schein seiner Hütte glänzen. Warm bullerte der Ofen. Die Kinder saßen wohlgeputzt und backenrot am Tisch. Alle dankten dem Jesuskind über die glückliche Heimkehr des Vaters und verschmausten freudig die rösche Weihnachtsgans.

So ähnlich gingen alle Geschichten. Einmal handelte eine von einem Clochard, der unter einer zugigen Brücke lag und nur einen erbettelten Mantel zum Wärmen hatte. Als er in das Futter Zeitungspapier stopfen wollte, da entdeckte er einige eingenähte Tausend-Mark-Scheine. Leicht konnte er jetzt eine Wirtin bezahlen, deren Kinder beschenken und frisch gewaschen mit allen zusammen um den Christbaum sitzen und Weihnachtslieder singen. Beliebt war auch die Heilige Nacht im Krieg, wo die Soldaten in dem eiskalten Sibirien in ihren Erdlöchern ausharrten. Trotz der Kälte und des vielen Schnees versammelten sie sich in einem Unterstand und sangen laut: „Stille Nacht, heilige Nacht!“ Da stürmten auf einmal die feindlichen Soldaten aus ihren Stellungen, umarmten die eigenen. Es gab heißen Tee mit Rum. Man sang zusammen unter Tränen. Was für eine gesegnete Weihnacht! Besonders beliebt war auch die Flucht nach Ägypten. Das war schon seltsam, wie Josef, Maria und das Jesuskind das machten. Sie kletterten auf ein Geschöpf, das sie Esel nannten und wahrscheinlich aussah wie der Saurier Frank aus der Kinderstube. Ohne Laser-Steuerung und ohne

an die Erdwärmeenergie angeschlossen zu sein, glückte das Unternehmen. Das seltsamste war: Die drei schlüpften nicht etwa in den Esel, sondern stiegen auf ihn hinauf. Mit einem Zaubermantel aus reinem Ozon schützten sie sich vor Delta-, Gamma- und UV-Strahlen und herumfliegenden Meteoriten. Glücklich kamen sie im Pharaonenland an, das vorsichtshalber und um der besseren Wirkung wegen mit Schnee vollgestopft war. Schön waren die Geschichten. Aber mit der Zeit eben langweilig. Die Idee war gut. Aus grauer Vorzeit irgendwelche Ereignisse zu aktualisieren und zu Werbezwecken zu behaupten, eben diese Situation habe man persönlich sogar miterlebt. Wunderbar dieser Weihnachtspoet. Aber die Serie ist jetzt tot! Dem Dr. Zappe machte es sonderbarerweise nichts aus, dass der berühmte Weihnachtspoet allmählich in Vergessenheit geriet. Ihn hinderte es nicht, seine eigenen Geschichten und die Geschichte von Weihnachten sich selbst immer wieder zu erzählen, ja, in ihr sogar zu leben. Manchmal sah er sich als Hirte auf dem Feld, dem die Engel die Geburt des Heilands offenbarten; manchmal war er ein Knecht der Heiligen Drei Könige, der Myrrhe und den Weihrauch schleppte und demütig hinter seinen Herren vor dem Stall kniete; ja manchmal war er sogar der glubschäugige Ochs, der mit seinem warmen Atem das Jesuskindlein wärmte. Je öfter Dr. Zappe sich die Weihnachtsgeschichten vorspielte, desto mehr wurde ihm bewusst, dass dieses Geschehen das Einzige war, was der Zeit standhielt. Was immer mit der Welt geschehen mochte, wie sehr sie in Strömen fortraste. Für ihn blieb der Anfang der gleiche: Eine Krippe in einem Stall, in dem ein Kind geboren wurde, und wo das Licht leuchtete in der Finsternis. Jetzt wurde ihm erst bewusst, dass die Buße keine Strafe war und mit Sicherheit nicht von jener süßsauren Gurke erfunden wurde, die ihn empfangen hatte. Die Buße war, wie er immer deutlicher empfand, ein Hinführen auf das einzige Wirkliche, das immer Bestehende: Ein Licht, das leuchtet in der Finsternis. Und die Finsternis hat es nicht überwunden!

AM INNEREN BERG
Weihnachten 1992

Nach Atlanta im Bundesstaat Georgia hatte es ihn verschlagen, mitten in Amerika also. Das war schon lange her, so an die 30 Jahre, als er noch der Johannes vom Inneren Berg war. Nichts zu beißen gab es mehr für die 10-köpfige Kinderschar, denn der Tourismus war noch nicht erfunden. So hieß es hinausgehen vom Berg durchs Tal in die weite Welt mit einem kleinen Bündel bis hin nach Atlanta, wo ein Onkel für's Erste sorgt. Die Erinnerung an die ersten Jahre suchte er gern zu unterdrücken, schon gar nicht sagte er irgendjemand anderem darüber etwas. Sehr richtig: Er schämte sich über die vielen Tränen des Heimwehs, über die sehnsuchtsvoll erwarteten Briefe der Mutter, über die Unbeholfenheit mit der neuen Sprache und über die Angst, als Bauerntölpel aus fernem Land verspottet zu werden. Viel wichtiger war ihm, was er geworden war. Jetzt heißt er John W. Stemer und nicht mehr Johannes vom Inneren Berg. Und der Name John W. Stemer hat einen Klang der Wirtschaft. Er hatte die Härte und Durchsetzungskraft eines Selfmademans und das war in Amerika allemal geachtet. Zuhause blieb ein Häusler ein Häusler und ein Viehbauer ein Viehbauer. Tüchtigkeit darüber hinaus weckte im besten Fall Misstrauen, im schlechtesten den Ausstoß aus der Dorfgemeinschaft. Hier in Amerika fragte kein Mensch, als was man geboren war. Dort galt kein Privileg, aber auch nicht das Kastenzeichen eines, sagen wir, Schafhirten. Es zählte allein die Tüchtigkeit und was man geworden war. Am besten, man sagte es gleich in Dollars. Der Wert, mit dem er gehandelt wurde, konnte ihn zufrieden machen. Das war er auch an diesem Tag, dem Santa-Claus-Fest. Von seinem Büro, das nach außen aus einer Glasfront bestand, konnte er die ganze Innenstadt übersehen, die jetzt am frühen Abend grell weihnachtlich erleuchtet war. Riesige Santa Clause zuckten an den Hochhäusern auf, mal in roten Leuchten, mal in überdimensionierten Schlitten, die von leuchtenden Rentieren gezogen wurden. Und unten entlang der Main-Street, da rauschte die Santa Claus-Parade entlang. Dickköpfige Plastik-Micky-Mäuse marschierten voran. Es kamen die Tambourgirls mit fellgesäumten Mini-Claus-Mäntelchen. Dann folgten - mechanisch betrieben - die sieben Zwerge und inmitten eines

Glaspavillons herzallerliebst blinkend verteilte das Schneewittchen Handküsse. Es folgte die leuchtende Bier-Reklame des Unternehmens, das den Zug gesponsert hatte und dahinter jede Menge Santa Clause, die zum Entzücken des Publikums irisierende Bierbüchsen in Bogen in die Zuschauer warfen. Wie Kometen sahen die sausenden Bierbüchsen aus, um die sich dann nach dem Fall die Jugendlichen balgten. Ein schöner Anblick. Nur Santa Claus war noch nicht in sein Herz gedrungen, obwohl er ein richtiger Amerikaner geworden war, mit Bürstenhaarschnitt und breitkariertem Jackett. Für ihn, ganz drin in ihm, da gab es eben nur den Nikolaus und den Krampus. Und die sahen auch noch nach 30 Jahren aus wie seinerzeit am Inneren Berg. Der Schreiner Hubert war der Nikolaus. Er hatte sich vom Herrn Pfarrer die Soutane und den Rauchmantel ausgeliehen. Da aber der Herr Pfarrer klein von Gestalt war, der Schreiner Hubert aber groß und dürr, reichte die Soutane nur knapp zu den Waden und ließ folglich die derben Berglerstiefel ganz sichtbar werden, ein Umstand, der das Vertrauen in den heiligen Nikolaus nur stärkte. Stand er doch augenscheinlich mit beiden Beinen fest auf der Erde und konnte - wenn es sein musste - auch einmal eine Fuhre Mist ausfahren. Wer den Krampus gespielt hatte, wusste er nicht mehr. Eigentlich blieb der Krampus meist draußen vor der Tür, weil die Kleinen sich sonst zu sehr gefürchtet hätten. Aber auch der Krampus draußen reichte noch: Dieses schreckliche Kettengerassel und dieses unheimliche, freche Gebrumme. Oh Gott, hoffentlich stottere ich nicht beim Gebetaufsagen, sonst holt mich der Krampus, der Grausliche. Überhaupt: Die Zeit von Nikolaus bis Heiligabend war die schönste, die spannendste des ganzen Jahres, aufregender noch als der Weihnachtstag selber. Denn am Weihnachtstag waren alle Wünsche erfüllt, das Christkind war gekommen, die Weihnachtsgans verschmaust. Man stritt wieder mit den Geschwistern. Auf was sollte man sich jetzt noch freuen? - Auf nächstes Weihnachten. - Mein Gott, das lag noch Äonen weit entfernt. Aber von Nikolaus ab da knisterten die Geheimnisse täglich anders. Alles für den Winter war getan: Das Heu eingebracht, das Kraut geschnitten, das Holz gespalten und aufgeschichtet. Auch das arme Schwein hatte daran glauben müssen und hing jetzt sauber aber bleich in zwei Hälften mit dem Rüssel nach unten in der Holzwerkstatt, wo es hie und da aus den Nasenlöchern dem Sägmehl noch einen Tropfen Blut spendierte. Alle Arbeit des Jahres war, wie gesagt, vollbracht, musste vollbracht sein. Denn der Innere Berg war als Schneeloch bekannt. Und so hockten die dunkelholzigen Gehöfte

tief vermummt im Schnee, fein geschützt unterhalb ihrer steilen Bannwälder. Vom Inneren Berg über das Tal hinüber zum Nordhang des Hochjochs konnten sie sich in der frühen Dämmerung mit ihrem kleinen Lichtlein zuzwinkern und dabei vergnügt noch eines schmauchen. Auch bei

Illustration: contactgrafik.de

den Erwachsenen hatte sich die Hektik gelegt, die raunzige Laune nach schweren Arbeitstagen war verschwunden. Das, was es jetzt noch zu tun gab - das galt allerdings nur für die Männer - war Vergnügen. Vor allem gehörte dazu das Schnapsbrennen einige Tage nach Nikolaus, je nachdem, wann der Finanzer die Brenngenehmigung brachte. Irgendein Hauch des

Verbotenen hatte es für die Männer, wenn sie das Brenngeschirr am Abend vorher in dem Anbau zur Waschküche aufbauten. Tat der Vater schon heimlich, so war das für die Kinder doppelt aufregend. Was hätte alles geschehen können? – Der Finanzer hätte vor sechs Uhr morgens vor der Tür stehen können und das Feuer im Brennofen hätte schon geknistert. Tatsächlich durfte aber erst Schlag sechs Uhr das Holz angezündet werden. Oder noch schlimmer: Der Finanzer hätte die Maische untersucht und hätte dort einen Eimer Enzianwurzeln gefunden, was strengstens verboten war. Oder er hätte mit einem Finger in die Maschine gelangt, den Finger abgeschleckt und donnernd konstatiert: Zucker! Zucker: Der musste ein schrecklicher Frevel sein. Das wussten alle. Nur dem Johannes war das nicht klar. Erstens hat nie jemand einen mit der Zuckerdose in der Waschküche gesehen und zweitens sprach auch niemand vom Finanzer, wenn er löffelweise den Zucker in seinen Kathreiner Kaffee schüttete. Gleichwohl: Der Finanzer musste schrecklicher sein als der Krampus. Gekommen ist nie einer, solange der Johannes denken konnte. Aber kommen hätte er können. Und wenn er gekommen wäre? - Ein unheimliches und gleichzeitig auch wohliges Schaudern - der Vater war ja dabei - durchzog den kleinen Johannes, als die Männer, einer nach den anderen, gar schrecklichen Geschichten vom Finanzer zu berichten wussten. Da hockten sie im Halbkreis um den Brennofen. Dunkel war es noch, die Hüte hatten sie auf dem Kopf, den Mostkrug in der Hand und ihre Gesichter zuckten im Widerschein des Herdfeuers. Draußen in der Schneehöhle lauerten sicher die grauslichen Finanzer, aber sie fanden nicht das schaurig schöne Schmugglernest. Das Thema änderte sich schlagartig, als der heiße Alkoholdampf über die Kupferhaube in das Überleitungsrohr gekrochen kam, sich dann in dem wassergekühlten Behälter niederließ und schließlich als Vorlauf tröpfchenweise und bald danach als Rinnsal in den Glaskolben rann. Jetzt ging es in der morgendlichen Runde um Ausbeutungsgrade früherer Jahre, um beste Zwetschgensorten, um Mirabellengemisch, bis Vater einen großen Schöpfer nahm, etwas von der klaren Flüssigkeit hineinlaufen ließ, diese auf die Kupferhaube des Brennofens goss und schließlich einen brennenden Kienspan hinhielt. Eine breitflächige bläuliche Flamme zischte auf und alles, auch die Kinder, versanken in Bewunderung. Jetzt war er richtig, jetzt kam der richtige Schnaps. Und wenn der erst zum zweiten Mal gebrannt wurde, was gab das für einen Tropfen so in drei bis vier Jahren zum Nachheizen im eigenen Leib für den Nachhauseweg! So

herrlich die Zeit war, so langsam ging sie vorbei. Wie lange dauerte doch der Sprung vom ersten Kerzlein am Adventskranz zum zweiten.

Und erst vom dritten bist zum vierten! Man glaubte, man habe schon hundertmal zu „Tauet Himmel" gesungen. Die Spannung blieb aber nicht nur auf Adventslieder und den Rorategang beschränkt. Ein ganz heller Stern am Adventshimmel war der jährliche Bazar für die armen Negerkindlein im Schulhaus. Das Herrliche war schon einmal: zwei Tage schulfrei. Am Freitag vor dem Fest, weil die Verkaufssachen aufgebaut werden mussten und am Montag darauf, weil es da an das Aufräumen und Putzen ging. Und erst der Bazar selbst: In einem Schulzimmer wurden die Sachen verkauft. Socken, Goldengel, für die Vornehmeren lila gefärbte Adventskränze bis hin zu ganzen Krippen. Das war nicht so interessant. Lustig war es in der anderen Schulstube. Da war der Ausschank aufgebaut, gab es als Jause Gerstensuppe und Würstel mit Kren. Das lustigste war aber, dass die alten knorrigen Bauern auf Erstklässler Stühlchen sitzen und ihren Roten auf den Kindertischchen abstellen mussten. Kein Wunder, dass da das Aufstehen schwerfiel und immer wieder verschoben wurde. Im oberen Stock des Schulhauses, in der Wohnung des Herrn Lehrers, trafen sich die Höhergestellten. Der Lehrer natürlich, der Herr Pfarrer und der Bürgermeister. Der Letztere war aus dem Äußeren Berg, also einer, der nicht zu denen vom Inneren Berg gehörte. Außerdem war es so, dass das hartverdiente Geld, das der da als Gemeindesteuern einkassierte, nur für die am Äußeren Berg ausgegeben wurde. Das sagten wenigstens die Innerbergler, und das stimmte. Auch der Herr Pfarrer war kein Hiesiger; er stammte aus dem Silbertal, ca. 3 km abwärts. Ihm verzieh man den Auswärtigen, war er doch schon seit über 20 Jahren in der Gemeinde. Das Feiern war spannend und aufregend. Aber nicht minder das Sterben. Um Maria Empfängnis herum zu sterben galt als besondere Gnade, um deren Gewährung die alten Leute oft beteten. Das war auch klar: Im Oktober beispielsweise konnte man auch noch eine Leiche brauchen. Kaum, dass das Vieh von der Alp da war, musste das Obst eingebracht, das Kraut im Fass gestampft werden. Draußen hieß es Holz für den Winter zu machen, Schneestecken zu setzen, die Bachverdohlungen vom Herbstlaub zu reinigen. In Ruhe konnte man da nicht sterben. Und was waren das für Beerdigungen, wenn die Arbeit schon im Rücken schrie! Die Musiker waren nicht vollzählig, der Herr Pfarrer verhaspelte sich dauernd, und die Leute

schauten zum Himmel, ob sich das Wetter ändere. Johannes wusste noch, dass seine Tante Cäcilia es richtig erwischt hatte. Sie merkte zwar schon im Sommer, dass der Krebs wieder, wie sie meinte, ans Geschäft ging und sie zwickte und piesackte. Keinem Menschen sagte sie etwas davon. Sonst hätten sie sie am Ende noch in ein Krankenhaus gebracht, wo man bekanntlich jetzt am Tag 58 Schillinge zuzahlen musste. Das schöne Geld. Es wäre glatt zum Fenster hinausgeschmissen gewesen. Denn sterben musste sie sowieso. Und das ist auch nicht so schlimm, sagte sie. Mit ihren 78 Jahren werden sie beim Leichenschmaus wohl sagen, es sei an ihrem Tod wohl kaum die Hebamme schuldig gewesen. »Jeder muss gehen«, sagte sie zu sich, »und jetzt bin ich eben dran. Nur heilige Maria, wenn's möglich wäre, bitte nach Martini, also ab dem 11. November.« Denn im Januar nach den Feiertagen will das Sterben auch nichts heißen. Da ist dann der Boden gefroren und der Totengräber müsste sich allmächtig schinden. Auch könnte es da so kalt sein, dass die Münder der Musikanten an ihren Blechinstrumenten kleben blieben. Schön sollte eben die Leiche sein. Gewünscht hatte sie sich, dass der Herr Lehrer das Lied dirigiere:

»Selig sind, die im Herrn versterben, denn ihre Taten folgen ihnen nach.« Ach ja, der Herr Lehrer. Nicht verheiratet und lebt mit einer zusammen! Da hätte doch der Herr Pfarrer einmal... Doch sie wollte nichts gegen den Herrn Pfarrer sagen. Heute kommt er noch zum Versehen mit dem Johannes als Ministrant. Durch den Gawatsch-Tobel müssen sie, hoffentlich passiert ihnen nichts. Er hat's gut können, der Herr Pfarrer, dachte Cäcilie. Leider konnte sie ihn in den letzten Jahren nicht mehr so richtig verstehen, wenn er von den Heiligen, den Freuden der Ewigkeit oder von den auserwählten Jungfrauen sprach. Da war er immer so leise. Anders hingegen, wenn er seine Lieblingsthemen behandelte: Den Frevel des Heuens an Sonntagen, das fehlende Hausgebet, die Laxheit der Männer beim Kommunionempfang. Da langte er dann richtig rein, dass das kleine Kirchlein zu beben schien. Und sie war ihm dankbar dafür. Trotz ihrer Schwerhörigkeit konnte sie dann alles verstehen. Aber bevor sie jetzt dann gleich die letzte Ölung empfing, da musste sie dem Herrn Pfarrer noch sagen, mit der Beerdigung erst um drei Uhr statt um zwei Uhr anzufangen. Denn wenn einschließlich des Bestattungsgottesdienstes es dann fünf Uhr wurde, konnte ihr Edmund den Leichenschmaus nicht bei einem Kaffee belassen. Er war knickrig. Das wusste sie und das war auch recht. Aber

gestorben wird nur einmal, dachte sie, und da würden sich die Verwandten der Schwagerseite die Mäuler zerreißen, wenn es keine Jause mit einem Schoppen Wein gäbe. Ja, und dann war noch das Problem mit dem Anziehen. Das dunkelblaue Kostüm würde schon passen, war aber im Sarg sicher zu warm. Das hellere reute sie offen gestanden, denn das war noch pfenniggut. Cäcilia konnte zu keiner Entscheidung kommen. Denn der Pfarrer erschien mit seinem Ministranten, ihrem Liebling, dem Johannes. Sie hielt sein noch zartes Patscherlchen und dachte: Der wird noch mal was, mein Johannes. Der wird noch mal was recht Besonderes. Ich werde schon Acht geben auf ihn, wenn ich herunterschaue vom Himmel. Wie ein Stich fuhr es in Johann W. Stemer hinein, als er gewahr wurde, dass er gar nicht mehr der kleine Johannes war, sondern hier saß im schwarzen ledernen Chefsessel oberhalb Atlanta. Und doch meinte er, die gute alte Cäcilia hätte ihn eben angestupft. So tat er denn auch etwas ganz Verrücktes: Er flog über das Meer heim. Er wollte heim, heim zum Inneren Berg, Weihnachten zu Hause sein. Absichtlich ließ er sich schon im Tal absetzen, um wie früher zu Fuß zum Inneren Berg heraufzustampfen. Das war heute gemütlicher. Als er noch der Johannes war, hatte auf dem Staubweg gerade ein Fuhrwerk Platz. Jetzt war es eine kommode Autostraße, geteert natürlich. Die Welt ändere sich, dachte Johannes. Aber es ärgerte ihn doch, als er den ersten ihm bekannten Hof sah. Das Holz hatten sie mit riesigen Planen bedeckt und darüber ein Gebirge mit Autoreifen getürmt. Offensichtlich beschäftigte man sich hier nicht mehr mit Viehzucht, sondern mit Autoausschlachten. Doch als er beim Weitergehen das Haus seines Vaters erblickte, da pulsierte wirklich heimatliche Glückseligkeit durch. Seine Schwester hatte das Haus geerbt. Und die erblickte ihn auch als erste. Das war lustig, wie sie zunächst das Traumgesicht von den Augen wischen wollte, bis sie gewahr wurde: Er war es wirklich! Der Johannes war zurückgekommen.

»Komm rein in die Küche, setz Dich. Ich hole den Albert, meinen Mann!« Da saß er nun in dieser kleinen Küche, die ihm früher so groß vorgekommen war. Aber was hatten sie daraus gemacht! Wo waren die alten Tannenschränke, wer war so verblödet, alles mit Resopalschiebern auszukleiden? Der Boden war früher aus Holzdielen. Mit den Strümpfen konnte man frisch gewachst richtig gut rutschen. Und jetzt diese italienischen Terrakottafliesen! Mein Gott, was haben sie daraus gemacht? - Das Wohnzimmer wollte er gar nicht sehen. Er hörte von drinnen die ihm

von Amerika wohlbekannten Piepser eines Videospiels. Die Begrüßung mit dem ihm bis dahin unbekannten Schwager war schon weniger herzlich. Johannes las auf seinem Gesicht, welchen Händel auf dem Weg hierher er mit seiner Frau gehabt hatte. Was denn der wolle aus Amerika. Wenn er Geld habe, möge er in Amerika bleiben, er habe nichts zum Verkaufen. Und wenn er kein Geld habe, er, Albert, habe auch nichts zu verschenken. Johannes machte es dem Paar leicht, als er erklärte, im Hotel im Silbertal übernachten zu wollen. Nur heute Abend zur Christmette wolle er gern mit ihnen gehen. Er müsse leider allein zur Kirche. Er, Albert, müsse die Kleinen hüten, weil die Frau im »Löwen« bediene und die Großen zum Christmas-Rock nach Bludenz gingen. Sein Elternhaus bot ihm keinen Aufenthalt und auch die anderen Höfe schauten ihn, den Fremden, so misstrauisch an, dass er gleich den Weg in die Kirche suchte. Wie weit weg war auch diese. Was ihm als Kind riesig und prächtig erschienen war: jetzt verkürzte sich alles zur kitschigen Bauernmalerei. Gepolsterte Bänke und Bodenheizung hatten sie jetzt, als säße man im Club. Man nahm sich zuweilen an den Händen und sang dünne Heilsarmee-Liedchen. Über Mikrofon säuselte der Priester eine laue geistliche Speise. Den Herrn Pfarrer von früher hätte er wettern hören wollen, wenn er den Wagen des Teufels beschrieben hatte, auf dem die dummen Bauernlacke! noch tanzten. Oder die verblödeten Weiber, die sich nach dem Tod verbrennen lassen wollten. Gewiss, dem Teufel wären gebratene Gänse am liebsten. Ja, und wenn das Morgen-, Abend und Tischgebet nicht in der Familie gepflegt werde, dann hätte alles keinen Wert. So hätte der Herr Pfarrer Feuer gemacht und die Leute hätten gesagt: Mei, heut hat der Herr Pfarrer wieder können und wie der sich reingehängt hat! Ob es ihm auf die Dauer nicht doch zu streng werden möchte'? Den Schlusssegen wartete Johannes nicht mehr ab. Trübselig wanderte er vom Inneren Berg zum Äußeren Berg. Er kannte noch die Stelle. Dort kam er als Kind auch am Weihnachtsabend vorbei und er sah ein Englein vorbeifliegen, das genauso aussah wie das dicke Gipsputtchen unter der Kanzel.

»Es gibt kein Weihnachten mehr, nicht einmal hier«, murmelte er trübsinnig. »Doch, doch«, entgegnete ihm eine Stimme. »Nur, was Du siehst, ist auch eine Art Micky-Maus, ein bisschen anders als in Atlanta, aber eben doch eine Plastikfigur. Immer wenn Du glaubst, Kinderträume müssten wieder Gestalt annehmen, immer dann hast Du Weihnachten auch schon verloren.

Die alte Erinnerung glüht nur dann echt wieder auf, wenn Du selbst den Frieden in Dir ausbreitest, so behaglich wie das Stroh im Stall zu Bethlehem. Dorthin musst Du gehen, in Dich hinein also, und Geschenke bringen, wie die Heiligen Drei Könige: Gold, Weihrauch und Myrrhe, will sagen, Zuneigung, Gelassenheit und Hinwendung.«

Ja, bin ich denn ganz von allen guten Geistern verlassen? Jetzt spinne ich wirklich. Was war das? Das Puttchen von damals, die alte gute Cäcilia oder ich selbst? - Weit ausgreifend eilte er dahin, bis er, durchgeschwitzt schon, den Zwiebelturm des Äußeren Berges sah. Dann blieb er stehen, ließ seinen Atem zur Ruhe kommen, schaute gelassen zum gestirnten Himmel und senkte dann seinen Blick zum Nordhang des Hochjochs hinüber. Tatsächlich, da standen sie noch, die drei Bauernhäuschen. Sie zwinkerten ihm wie damals lustig zu und schmauchten noch einen. Ja, es stimmt, sagte er zu sich selbst: So einfach ist das mit dem Frieden.

TOTO – DAS WEIHNACHTSWUNDER
Weihnachten 1993

Besser war es im Bahnhof Zoo hinter der Rolltreppe, vor allem bei Nacht. Die Rolltreppe dünstete Schmieröl aus und gab das Gefühl von ein bisschen Wärme. Weniger gut war schon der U-Bahn-Schacht. Die Bahnen jagen alle 2 Minuten die Luft durch die Röhren und so herrscht ein beständiger künstlicher Sturm. Noch schlechter war es unter dem Brückenpfeiler. Man wurde zwar nicht nass, konnte auch die Beine auf ein Lüftungsgitter legen, das verbrauchte, aber immerhin erwärmte Luft aus irgendeinem Tunnel aushauchte. Aber die nächtliche Kälte biss erbarmungslos zu. Da standen sie nun zu fünft. Nein, nicht ganz: Erich saß mit dem Rücken an die Pfeilerwand gelehnt, die Beine in einem Militärschlafsack. Er konnte heute nicht stehen wegen des Asthmas, das ihm Kraft und Luft raubt. Und das Schlimmste war: Er konnte nicht saufen, da selbst Wein – von Schnaps nicht zu reden – ihm den Schlund aufkratzte und jeder zusätzliche Huster endete mit lautlosem erstickendem Japsen. Entblößt auch vom sanften Schleier des Alkohols drückte die Trostlosigkeit ihm die blassen schwimmenden Augäpfel schier aus dem Kopf. Zu fünft waren sie also. Eigentlich zu sechst, wenn man den Hund von Wolle noch mitrechnete. Im Suff hatte Wolle den grauschwarzen Köter einmal aufgefangen und ihn »Göring« genannt.

„Der war auch so eine fette Sau" begründete Wolle seine Namenswahl. Im Suff schrie er ihn heute noch mit Göring an. Aber wenn die Nüchternheit einbrach mit all ihrem Schmerz und ihrer Kälte, dann nannte er ihn „Wolle", so wie er selbst hieß. Er kraulte sozusagen sein eigenes Fell und spürte seinen eigenen Herzschlag, wenn er – wenn er nicht einmal mehr eine Flasche hatte – den Hund in den Armen hielt. Wolle oder Göring nahm es gelassen: schrie Wolle im trunkenen Zorn – „Göring, ich zerquetsche Dir die Eier" – so kam er so wenig aus dem Gleichgewicht, wie wenn sein Herr ihm über die Schnauze herunterheulte. Erich saß also oder besser lag halb. Wolle stand neben Göring. Denn heute war Heiligabend und da reichte es zu zwei Liter Tetrapack algerischen Rotweins Marke »Bauernfreund«. Folglich hieß der Hund Göring. Kralle war noch da und Toto. Toto war eigentlich kein

Penner oder Sandler, wie die Österreicher sagen. Toto war ein schmales, zartes Bürschchen. Die Haut war noch glatt und nicht so rot und alkoholporig wie die der übrigen. Auch wuchs ihm noch kein Bart. Er trank nur, wenn er keinen Joint hatte, er kam auch nur hierher, wenn er absolut keinen Stoff mehr auftreiben konnte. Wie gesagt, es war eigentlich der schlechteste Platz. Mit allen vom Bahnhof Zoo oder U-Bahn-Schacht war derzeit nichts zu machen. Die hatten nämlich so eine private Truppe schwarzer Sheriffs eingestellt und die fackelte nicht lange, wenn die mit ihren kraftstrotzenden Ärschen jeweils zu zweit, den Riesenschnauzer neben sich an kurzer Leine, die Bahnhöfe durchkämmten.

Der Professor kam soeben, weil die schwarzen Barette ihn in die Mangel und aus dem Bahnhof genommen hatten. Ihn, den Professor sogar. Ob er je ein richtiger Professor war, also einer, der in der gemütlichen Privatbibliothek vor dem prasselnden Kaminfeuer in einem riesigen Lederfauteuil saß und Metaphysik schlürfte: Das wusste niemand. Möglich, aber unwahrscheinlich. Nur einmal sagte er etwas über sich selbst: „Du verschwindest aus dem bürgerlichen Leben, wie wenn eine Falltür sich öffnet", so sprach er „gerade warst du noch da, jetzt bist du weg, keinen kümmert's. Jetzt bist du unten und niemals mehr kommt ein Schimmer von denen dort oben. Du kommst nie mehr hinauf, du kannst nur noch fallen." Zu solch getragenen Sätzen war er fähig, wenn er noch nicht ganz zu, aber auch nicht mehr ganz nüchtern war. Die Berber meinten: Das weitläufige, tiefsinnige Salbader mache den Professor aus. Und deshalb war er der Professor.

Gemeinschaft kam deshalb noch lange nicht auf. Das eigene Unglück und der Fusel hatte in ihnen das Gefühl für den anderen erwürgt. Nur im Rausch konnten sie einige Verständigungsbrocken herauswerfen. Meistens waren es die üblichen ausgeleierten Drohgebärden oder schlappen Angebereien:

„7 Jahre Bautzen bin ich gesessen, unter Ulbricht, jawohl. Das mach‘ mal mit. Und vorher 15 Jahre Fremdenlegion. Die hätten Euch Ordnung beigebracht, Ihr Berbersäcke! Was willst Du von mir, Du mieser Asylant, ich zieh‘ Dir die Flasche über den Schädel! Ist mir nur zu schade, weil sie voll ist.“

„Hör auf, ich hol‘ die Polizei. Ich rede, wann ich will und Du hast Sendepause…“. So ging das hin und her. Es galt die kurze Zeit, in der man sich mächtig vorkam, auszunützen. Die anderen kümmerte ein solcher Ausbruch nicht. Statt schreien hätte er gerade so gut gähnen oder sich in der Nase bohren können. Allenfalls Göring zitterten bei dem Urgebrüll etwas die Ohren.

Beim Professor war es im Grunde nicht anders. Niemand nahm ein Wort wahr, wenn er sprach. Auffällig war nur der Ton: Harmonischer, ruhiger, langgedehnter, mit einem Wort: vornehmer eben. Aber sonst?

„Ich lese da heute in einer alten Zeitung etwas ganz Merkwürdiges“, hub der Professor an und niemand hörte zu. Auf Kralle zugehend fuhr er fort: „Zadek inszeniert im Berliner Ensemble ‚Das Wunder von Mailand‘.“ Weil der Professor so nahe an Kralle herankam, wehrte sich dieser:

„Was heißt hier Zadek? Lass mich mit den Ausländern zufrieden. Da stehste hier als braver Deutscher, frierst dir den Arsch ab und dann kommt so ein Neger und ziert sich als Berliner Ensemble.“

„Quatsch doch, Zadek ist ein ganz berühmter Theatermacher! Und wisst Ihr, wer in dem Stück auftritt? – Nur Penner! Richtige Schauspieler verkleiden sich in Penner, die Kostümschneider bemühen sich, so einen abgewetzten Mantel herzustellen wie ihn jetzt Kralle trägt und die Bühnenbildner bauen Höhlen aus Pappendeckeln, Regenschutz aus Wellblech, Obstkisten als Unterschlupf.“ Jetzt wo sie dran waren, sie selbst praktisch Literatur waren, war das Interesse geweckt:

„Das schauen die Leute gegen Geld?“

„Man schaff‘ uns einen Vorhang an und wir lassen uns gegen Eintritt wie im Zoo begucken!“

„Aber nicht doch!“ warf der Professor ein, der stolz war, bei den Genossen Gehör zu finden. Das Ganze hat eine Handlung: So eine Tussi hat einen Balg bekommen, das Jugendamt kommt darauf, nimmt ihn ihr weg und steckt ihn in ein Waisenhaus. Nach Jahren, als der Balg schon ein junger Mann geworden ist, kommt er zurück in die Pennerburg. Und wisst ihr, wie er heißt? – Toto heißt er, Toto, so wie hier unser kleiner Drücker da. Die Situation, als Toto kommt, könnt ihr Euch denken: Man pennt, man friert,

man säuft, man streitet. Toto bringt in den Laden Ordnung herein. Aber nicht, wie Ihr vielleicht glaubt, mit dem Gummiknüppel und Antreten in das Obdachlosenasyl. Erst denkt jeder: Der ist ein Spinner. Fragt einen, wie es geht, bittet, auf seinen Koffer aufzupassen, schreit nie und ist immer lustig. Aber was er sagt, das gilt: Kommt da eine Alte mit Ihrem Fatzke in den Bau: Er weist ihnen die warme Holzhütte zu, nur weil sie einen Balg haben. Aber niemand mault. Schlagen sich zwei die Fresse voll, mischt der sich ein, wie wenn er nichts anderes zu tun hätte. Und die lassen voneinander ab. Er macht Wettrennen, lehrt die Berber rechnen. Aber das Tollste ist: Ihm fliegt eine Taube zu und immer wenn er sagt: TACK TACK, wird jeder Wunsch erfüllt. Irgendeiner will einen neuen Anzug. TACK TACK: Schon sieht er aus wie ein Graf. Ein anderer wünscht sich einen Eisschrank. TACK TACK: 10 Eisschränke stehen auf der Bühne. Eine ganze Einrichtung wird hergeschleppt und Geld und Geld und Geld. Und als der Bonze kommt, dem das Grundstück gehört, mit Polizei und Gewehren, um die Mischpoke rauszuschmeißen: TACK TACK, da haben sie sich in Engelchen verwandelt und fliegen keck und kichernd denen vor den Flinten herum. Das war das Wunder von Mailand."

„Und warum erzählst Du uns das alles?" fragt Wolle.

„Weil wir auch einen Toto haben, Du Dummling, und der soll Schnaps regnen lassen" fuhr Kralle ein.

„Seltsam ist", sagte der Professor, „der Zadek hat das zwar geschrieben, aber er hat es abgeschrieben aus einem alten Film von einem noch berühmteren Regisseur. Und der wird es auch nicht erdichtet haben. Vielleicht hatte er es als Kind von seiner Großmutter gehört und die wiederum von einem Märchenerzähler, der aus einer anderen Stadt kam usw. Alle in dieser nicht endend wollenden Kette von Erzählern und Überbringerin hat diese glückliche Kindheit fasziniert, die Toto in die Welt brachte. Die Sehnsucht nach dem Wunder. Ich dachte: Auch wir haben einen Toto – zuweilen wenigstens. Fassen wir das Wunder: Spielen wir die Geschichte fort." Jetzt kam Leben über den Lüftungsschacht. Wolle und Kralle überboten sich gerade in hämischen Fantasien:

„TACK TACK, es regne Schnaps," grölte der eine.

»TACK TACK, es stehen zwei Bordelle hier mit 50 Nutten; TACK TACK, Du liegst im Himmelbett. TACK TACK, ich liege unter einer Palme in der

Südsee. TACK TACK, die Puppen warten auf der Jacht. TACK TACK, ich bin Agent 007 und knalle alle ab.“

Der Professor schwieg enttäuscht; Erich konnte wegen seines Asthmas nicht mit machen und Toto schaute mit entzugsverlorenen Augen ins Nichts. Als die Stimmung verflogen war, sagte Toto leise:

„Professor, das ist eine Einbildung für reiche Leute. Sie lieben es besonders vor Weihnachten, im Theater verkleidete Penner zu bemitleiden und die Wunder bei den Armen, vorzugsweise bei den Kinderlein, rühren sie zu Tränen.“ Der Professor fragte zurück:

„Was fühlst Du, Toto, wenn Du Dir einen Schuss setzt?“

„Die Welt wird wunderbar, eine unbeschreibliche Harmonie an Farben, an Musik; aus mir fließt die Kraft, die ganze Welt zu umarmen.“

„Und wenn der Schuss nachlässt? Ist nicht alles Einbildung? Irgendein Stoff – Heroin bei Dir, Fusel bei uns – hat die Steuerung im Hirn auf Power geschaltet. Den ganzen Kosmos blättert es Dir auf – nichts geschieht! Du sitzt im Schlamm in der Gosse und wenn der Sprit alle ist und der Motor austuckert, dann kriegst Du eines mit dem Hammer über, damit Du weißt, was Wirklichkeit ist. Also Toto, komm mir bloß nicht mit der Weigerung, das Wunder zu spielen wegen der Einbildung. Nur Du kannst es, weil Du weißt, dass die Wirklichkeit nichts ist, die Kraft der Einbildung alles.“

„Ja, tu es,“ grölten Wolle und Kralle, „ran, Du Halleluja-Fixer; wir lassen Dich hier auf dem Lüftungsschacht stehen, wenn Du auf null gestellt bist. Meinst Du vielleicht, das sei umsonst?“ Toto rührte sich nicht. Und eigentlich hatten Wolle und Kralle an dem ganzen Humbug schon die Lust verloren. Vermutlich auch der Professor. Es war wie immer: Zuweilen glimmte eine Idee auf und als man die Fackel der Tat daran anzünden will, da merkt man: In einer Höhle ist man angekettet mit dem Gesicht nach innen. Was draußen außerhalb der Höhle ist, weiß man nicht. Es sind nur die Schatten an den Felsen, ein Abglanz dessen, was wir für die Wirklichkeit halten. Nur den Schatten kann die Idee beleuchten. Und setzte man mit aller Kraft noch mehr Licht ein, schwinden sogar diese Schatten. Der Professor spann für sich das Höhlengleichnis fort und dachte: Es sind nicht nur die Penner, die so gefangen sind. Auch die wohl bestallte Bürgerlichkeit

hascht nur nach einer kleinen Schattenwelt: Nach Sicherheit, die es nicht gibt, nach Hoffnung für die Kinder, die das nicht wollen, nach Ansehen und Macht, von der niemand etwas wissen will. Die Bürgerlichen hatten andere Themen als die Berber, aber im Grunde drehte sich alles um dasselbe: Um sich selbst! Je enger die Schleifen werden, desto mehr drückt die Einsamkeit, die Trostlosigkeit.

Er hätte gerne weiter nachgedacht, der Herr Professor, denn nachdenken über die letzten Dinge und hin und wieder ein Schluck, das – so pflegte er zu sagen – wiegt das Herz in Kindesruh. Er wurde aber aufgehalten, weil Toto sich schweigend zu Erich begab. Was geschieht? Alle fühlten: Es wird etwas Außergewöhnliches geschehen, jetzt nur heraus aus der Lethargie. Toto ging also auf Erich zu wie ein Sendbote, der die letzte Botschaft brachte.

„Ich bin Toto und komme zu Dir, Erich. Ich frage, welchen Wunsch hast du?“ Toto‘s Stimme war gar nicht mehr diese traurige Nullbockstimme eines Fixers. Nein, er fragte hell, lebendig und warmherzig. Erich, schon blau im Gesicht vom vielen Japsen und Husten, starrte Toto unverwandt an. Aber genauso getragen wie er gefragt wurde, antwortete er:

„Ich will ein Herr sein, ein würdiger Herr, den alle brauchen, ein Herr, ohne dessen Rat die Seinen verwirrt und verzweifelt sind.“ Toto hörte sich das an, legte den Kopf ein wenig zur Seite, begab sich zu Wolle und Kralle, flüsterte diesen etwas in die Ohren, schlug in die Hände und sagte TACK TACK. Im Gleichschritt und bolzengerade bauten sich Wolle und Kralle vor Erich auf.

„Gestatten Sie, Herr Erich, das ist Leutnant Kralle und ich bin Polizeiobermeister Wolle. Der Herr Präsident hat uns beauftragt, Sie zu suchen. Er ist ganz verzweifelt und weiß nicht mehr ein noch aus. Jetzt, da wir Sie gefunden haben, wird er glücklich sein, und wir bekommen einen Orden. Bitte bleiben Sie sitzen, Sie brauchen keine Sorge zu haben. Wir haben das ganze Gelände abgeriegelt.“ Toto brachte darauf den Professor heran, der den Präsidenten spielte.

„Ach Gott, mein lieber Herr Erich, wie bin ich froh, Sie gefunden zu haben. Nur Sie können mir noch helfen. Denken Sie: Die ganze Stadt ist voll von Pennern, an allen Ecken, an jedem Kaufhauseingang: Nichts als Penner. Na,

Sie wissen ja, woher das kommt: Der verliert die Frau und säuft, den lassen die Kinder im Stich und säuft, und alle werden gepfändet und hinausgeschmissen, weil sie arbeitslos sind. Wir von der Stadt haben angesichts der Krise kein Geld übrig und so sitzen die Gestalten überall herum. Heute sogar am Weihnachtsabend. Was meinen Sie, was das für einen schlechten Eindruck macht?“

„Und warum, mein lieber Präsident“, so fragte Herr Erich, „veranstalten Sie keinen Aufruf, rütteln die Herzen der Satten und Wohlhabenden auf?“

„Das haben wir schon letztes Jahr gemacht“, jammerte der Präsident.

„Und tatsächlich konnten wir für eine Armenausspeisung die Mittel zusammenbringen. Den Rathaussaal ließen wir sogar heizen, so dass die Leute die Nacht dort verbringen konnten. Aber was geschah? – Nachdem die Burschen sich in der Küche den Wanst vollgehauen hatten, setzten sie das Zusammengebettelte in Schnaps und Bier um. Die Folgen können Sie sich denken: Bürger wurden auf dem Kirchgang angepöbelt, es kam zu Raufereien, der Rathaussaal wurde vollgekotzt und – denken Sie – die ganzen Gänge des Rathauses haben sie... Nein: Ich will mich vornehm ausdrücken: Sie wussten nicht mit der Toilette umzugehen. Sie verstehen Herr Erich: Kein Mensch wird heuer für eine solche Veranstaltung auch nur einen Pfennig ausgeben. Ein Wunder müsste geschehen!“

„Sie sagen es, Herr Präsident,“ erwiderte Herr Erich, „ein Wunder muss geschehen.“

„Aber das ist doch kein Rat!“ flehte der Präsident.

„Doch das ist ein Rat“, sagte Herr Erich, „nur ein Wunder kann helfen. Die Wirklichkeit hat versagt. Schauen Sie: In der Wirklichkeit ist ein Bettler ein Bettler. Er gibt sich so, wie der Bürger den Bettler sich vorstellt: Ein arbeitsscheuer Schmarotzer, der die Wohltat in Alkohol umsetzt und im Rausch noch unverschämt wird. Und der Bürger ist ein Bürger, und zwar so, wie ihn sich der Bettler vorstellt: Mit pelzumsäumtem Kragen nimmt er an Weihnachten in seinem reservierten Kirchenstuhl Platz, er gibt Almosen, wenn die anderen Bürger es bemerken, und zwar gerade so viel, dass er sie steuerlich noch absetzen kann; beim Fest trifft er auf gleichgesinnte Bürger und sie stoßen mit Champagner an. So ist das mit der Wohltätigkeit: Der Geber verachtet den Nehmer und der Nehmer hasst den Geber. Also kann

Friede nur sein, wenn ein Wunder geschieht. Vor 2000 Jahren geschah dieses Wunder, indem Gott als Mensch geboren wurde. Doch dieses Wunder hält heute nicht mehr. Heute heißt das Weihnachtswunder: Toto."

„Sie meinen, Herr Erich," stammelte der Präsident, „Sie spielen da auf die jüngste Inszenierung von Zadek an. Da, wo der Toto ... na ja, Sie kennen die Geschichte. Ein bisschen infantil, finden Sie nicht? Und das geben Sie zu: Satt wird davon keiner."

„Aber verehrtester Präsident. Sie verstehen mich völlig falsch! Der Rat ist: Das Weihnachtswunder zu machen. Hier stelle ich Ihnen einen tüchtigen jungen Mann zur Seite. Er heißt übrigens zufälligerweise auch Toto. Der wird die Penner einsammeln; Sie stellen Ihre Stadthalle zur Verfügung und dort wird das Wunder aufgeführt. Mit echten Pennern. Natürlich wird das keine Wohlfahrtsveranstaltung, sondern etwas ganz Exklusives. Die Penner, so sagt man, habe man extra aus Paris einfliegen lassen, um originale Clochards vorstellen zu können. Unser Toto sei das Wunder, Toto schlechthin und so weiter und so weiter. Die Herrschaften bekommen also etwas für ihr Geld und müssen sich nicht einmal spreizen, weil sie denken, sie hätten etwas Gutes getan. Ja, und die Penner: Sie werden sich bemühen, ihre Landschaft aufzubauen, ihre Sprache zu sprechen. Das Wichtigste aber ist: Sie sollen sich verwandeln lassen, Toto soll sie verwandeln in Leute mit Würde und die stolz sein können auf das, was sie leisten." Bei den letzten Worten wurde Erich immer leiser. Der Professor musste sich ganz nahe zu ihm herabbeugen, um ihn zu verstehen. Er streichelte zärtlich die Wange von Erich und sagte:

„Wie Sie uns geholfen haben, Herr Erich, was für ein Verlust für alle, wenn Sie uns verlassen." Erich lächelte dankbar. Ihn quälte jetzt auch kein Asthma mehr. Denn er musste nicht mehr atmen.

SIEBEN AUF EINEN STREICH
Weihnachten 1994

So sieht also das Ende aus, dachte er erbittert. Da sitzt du am Nachmittag des Heiligen Abends verlassen in deinem Lehnstuhl und, um die Bibel zu zitieren, bist den Juden ein Ärgernis und den Heiden eine Torheit. In der Tat: Der große Walter Weiniger, im Jargon der Mitarbeiter unter sich der „Double-You“ genannt, war am Ende. Ein Ärgernis, nicht den Juden, sondern den Banken und eine Torheit für seine Mitarbeiter. Sieben stolze Unternehmungen bildeten die reputierliche Weiniger-Gruppe. Und bis gestern leuchtete das Logo der Gruppe – zwei ineinander verschlungene W's – wie ein Stern über dem Verwaltungsgebäude. Wie konnte das nur kommen, räsonierte bitter Double-You. Sicher, er hatte Schulden bei den Banken, viele sogar, in Millionenhöhe. Aber bitte schön: Er war doch für die Banker der dynamische Vorzeigeunternehmer, er wurde doch geehrt für seinen Pioniergeist im Osten, und die Herren haben gut verdient an ihm, weiß Gott! Allein im letzten Jahr fielen zwei Millionen Zinsen an. Alles bezahlt! Und dann dieser Crash! Der Osten war es, der hatte ihm das Genick gebrochen. Alle hatten ihm dazu geraten. Voran die Herren Bankvorstände. Kredit? – Kein Problem! Ein ganzes Textilkombinat mit ehedem 1.000 Mitarbeitern wurde seines. Aber, was als Schnäppchen gedacht war, hing wie ein Mühlstein an seinem Hals. Der bisherige Absatzmarkt, die Sowjetunion, verfiel. Es waren keine Aufträge mehr da, und gleichzeitig bestand die mit der Treuhand vereinbarte Arbeitsplatzsicherung. Und doch hätte er es geschafft: Er verhandelte mit Interessenten aus Saudi-Arabien. Ein Vorvertrag lag unterschrieben bereits im Hause. Alles wäre gerettet worden, Double-You hätte sich erneut als Trouble Shooter gezeigt, wenn, ja wenn... Dieser kleine hinterfotzige Dreckspatz, dieser Kröniger, ausgerechnet der: Er hatte ihn zu Fall gebracht. Ein Subaltern-Beamter bei der Bank, ein Sachbearbeiterlein: Er hatte das Gift geträufelt. Das war seine feige Rache dafür, dass ich, Walter Weiniger, der Kreatur ein paar Mal anständig den Marsch geblasen hatte. Ja, jetzt erinnert er sich. Der Kerl hatte immer so kleine feuchte Händchen. Gab man ihm die Hand, so meinte man, einen toten Fisch zu ergreifen. Und ausgerechnet der. Nur ein

gehauchter Hinweis genügte in das Ohr der Vertragsberater und alles war aus. „Die Weiniger-Gruppe ist pleite." Das war die geflüsterte giftige Botschaft. Er, der auf allen Parketten begehrte Unternehmer: Jetzt mied man ihn wie einen Aussätzigen. Kein Verhandlungspartner war zu erreichen, die Herren Vorstände schützten andere Termine vor, die Sekretärinnen lieferten sich Faxgefechte. Alles vergebens. Aber das war erst das Vorspiel. Süße todbringende Schreiben folgten: Man bedauere unendlich, aber leider habe sich Scheich Abdullah anders entschieden. Mit ebenso großem Bedauern, aber fristlos, kündigte das Bankenkonsortium das gesamte Kreditengagement und bat um Vorschläge bezüglich der Abwicklung. – Vorschläge? – Dass ich nicht lache! Die Falle ist zu. Das ist der Fakt. Ich werde das einmal in meinen Memoiren schildern, sagte er zu sich, wie das ist, droben in der Vorstandsetage der Bank. Wie viele Male war er hier schon gesessen, hatte mit den Herren Direktoren aufs Einvernehmlichste verhandelt, hatte den beifällig nickenden Herren seine Unternehmensphilosophie entwickelt und jetzt? – Jetzt war er der Angeklagte, was sage ich, der Verurteilte. Jetzt erregten sich die Herren Kreditgeber darüber, wie man es könne, ein Textilkombinat praktisch voll auf Pump zu erwerben. Das seien solche Grundfehler, die jeden als Unternehmer disqualifizierten. Ausgerechnet die mussten den Stab brechen, ausgerechnet die, die gestern noch voller Kenntnis aller Umstände das Engagement warmherzig begrüßten. Aber was sollte er sagen? Wer keine Macht hat, wer ohnmächtig wird, hat zu schweigen! Die Regel kannte er ganz genau. Nur bisher von der anderen Seite des Tisches. Das Wort führten schon die neuen Herren, die vom Bankkonsortium eingesetzten Sanierer. Die glatten Yuppies musste er schweigend ertragen. Schon deren Sprache machte einem übel. Deutsch waren eigentlich nur noch die Überleitungen und Bindeworte. Sonst gefiel man sich in weltmännisch-amerikanisch. Welche responsibility ich für die companies entwickelt habe, ob mir klar sei, was unter Berücksichtigung aller facts und figures der worst case sei. Inwieweit aus den bisherigen statements noch eine corporate identity bestünde, wie ich mir meine contributions für ihre management-fee vorstelle? Und so ging es fort. Klar, ich hatte nichts mehr zu sagen, schlimmer noch: Ich bekam Hausverbot in meinem eigenen Unternehmen, aber am schlimmsten: Ich musste um einen Unterhaltszuschuss betteln. Und wisst Ihr, was dieser Geier, dieser Ausschlächter meines Lebenswerkes sagte: Wir sind doch keine milking cow! Das war zu viel. Double-You spürte ein

glühendes Stechen in seiner linken Brustseite, dann überlief ihn ein höllisches Engegefühl. Das wollte nicht weichen.

„Hilfe, ich bekomme keine Luft", stammelte er, „will denn keiner helfen... ", und er schnappte wie ein Karpfen, den man auf das Schlachtbrett gelegt hatte. Wie peinlich: diese Vorstellung in der Vorstandsetage.

„Jetzt markiert er geschmackloserweise noch auf hilflos", murmelten sich die Herren angewidert zu.

„Nur schnell aus dem Haus mit ihm, es ist mit Sicherheit nicht günstig für das Renommee des Instituts, wenn ... ". Nein, Kosten für Krankenhausaufenthalt könne man nicht kreditieren, Arztkosten aufs erste ja, und gewiss natürlich, aber bitte schnell, den Notarzttransport. Jetzt saß er also hier. Neben sich den Infusionsständer. Wie er so angeschlossen war an die am Ständer hängende Flasche, so hatte dies für ihn das symbolische Bild eines Galgens. Auch das Zimmer begegnete ihm fremd, als wenn es sich schon für einen neuen Herren vorbereiten würde. Kahl und abweisend lagen die 150 Quadratmeter der Wohnhalle um ihn im einsamen Dämmer des Heiligen Abends. Und wie war das sonst immer gewesen! Letztes Jahr noch, alle die zehn vergangenen Jahre! Festlicher Lichterglanz erstrahlte in der weihnachtlich geschmückten Halle. Alles musste bei Walter Weniger riesig sein. Das Unternehmen, die Familie, die Wohn- und Empfangshalle und somit auch der Christbaum. Eine riesige amerikanische Tanne – extra eingeflogen – ragte bis hinauf an die Decke der Galerie. Man konnte den Baum von unten betrachten oder aber – das war der besondere Gag – mit dem in der Halle eingebauten gläsernen Aufzug bis an seine geschmückte Spitze verfolgen. Der ganze Familien-Clan war versammelt: Seine Söhne und Töchter samt den Ehegatten, alle Tanten, Onkel und Geschwister – denn sie standen bei ihm alle in Brot und Arbeit – sowie eine Schar von Nichten, Neffen und Enkeln. Und natürlich der Double-You an der Spitze, heute zur Feier des Tages angetan mit dem Bundesverdienstkreuz Erster Klasse. Selbstverständlich erschienen die Herren im Frack, die Damen im Abendkleid, die Heranwachsenden in schwarzen Samtanzügen, die kleinen Jungs in Matrosenuniformen und die Mädchen in pastellfarbenen Kleidchen. Das stets gleichbleibende Ritual dieses Abends erinnerte ihn an ein katholisches Hochamt und war ihm daher besonders lieb. Es

symbolisierte die Unerschütterlichkeit und die gestandene Tradition der Weiniger-Gruppe. Erst zeigten die Kinder, was sie am Klavier gelernt hatten und sagten artig Gedichte an das Christkind auf. Die größeren sangen dann „O du fröhliche…“ und „Stille Nacht“. Dann gab es Geschenke in Hülle und Fülle. Geschmeide für die Damen, Erlesenes für die Herren und Erbauliches für die Kinder. Den Höhepunkt bildete seine, Walter Weiniger's, Ansprache, in der er das Jahr passieren ließ, stolz die Verdienste und das Erreichte in Erinnerung brachte, aber auch zur Geschlossenheit und zum zähen Einsatz für die Zukunft aufrief. Ein glänzendes Abendessen mit allen nur denkbaren Genüssen, serviert von Bediensteten des Feinkosthauses Käfer, leitete dann zum geselligen Teil des Abends über. Und jetzt, alles dahin! – Nein, ich werde keine Memoiren schreiben, denn wer will das Geseiere eines Pleitiers hören und hochkommen, nochmals auferstehen: Das war ausgeschlossen! Das Brandmal des Bankrotteurs wird lebenslänglich bleiben. Weiniger bemerkte eigentlich erst jetzt bewusst, dass neben ihm noch sein neunjähriger Enkel Valentin still in einer Ecke mit Lego baute. Der Lego-Kasten war schon vor dem Fall gekauft und – da keine Bescherung stattfand – dem Jungen einfach hingestellt worden. Jetzt baute er andächtig eine Burg. Die anderen Mitglieder der Familie – so sie erwachsen waren – waren bei der Bank vorgeladen. Krisensitzung. Was das heißt, wusste er: Den Rest der Habe noch verpfänden; notarielle, persönliche Schuldanerkenntnisse für alle, Regelungen des Auszugs und der Übergabe bis hin zum Zweitwagen. Welche Demütigung! Valentin tat ihm leid. Eigentlich ein frisches, liebes Bürschchen. Das war ihm noch gar nie aufgefallen, so freundliche, aufgeweckte Augen, so ein entzückendes, vertieftes Spielen. Und er, Walter Weiniger, sein Großvater, hatte ihm sogar das Weihnachtsfest und darüber hinaus noch seine glänzende Position als künftiger Unternehmer, als Weiniger-Nachfolger, zuschanden gemacht.

„Es tut mir leid Valentin, dass wir heuer kein Weihnachtsfest feiern können." Wahrscheinlich war es das erste Mal, dass Weiniger sich persönlich an seinen Enkel wendete. Dieser war jedenfalls erstaunt, wie ruhig und gütig Opa sprechen konnte. Man musste ihn ja nicht so fürchten, wie die anderen behaupteten. So konnte er unbefangen antworten:

„Opa, das muss Dir nicht leid tun. Ich finde es heute prima!"

„Aber erinnerst Du Dich nicht mehr an letztes Jahr, an die früheren Heiligen Abende?"

„Ja, natürlich erinnere ich mich daran," antwortete der Junge, „es war wie immer schrecklich!"

„Schrecklich?"

„Ja, schrecklich. Die ganze Adventszeit über mussten wir die blöden Gedichte auswendig lernen. Und je mehr es Weihnachten zuging, desto hysterischer wurde Mutter. Bei jedem kleinen Fehler kreischte sie: Was wird Opa dazu sagen! Kannst Du dich nicht einmal wegen Opa zusammennehmen?"

„Wie leid mir das tut", sagte Weiniger und streichelte dem Buben über den Kopf. Animiert dadurch fuhr dieser fort:

„Das Schlimmste aber war, wenn wir etwa zwei Wochen vor Weihnachten alle zusammen zum Fotografen gehen mussten. Das war ja Dein Weihnachtsgeschenk, jedes Jahr ein Familienporträt. Ich sage Dir: Den ganzen Nachmittag musste man da vor der schrulligen alten Fotografin posieren, mal im Unterhemdchen, mal mit Samtkrägelchen. Nie saßen alle richtig, dann war der Kopf zu weit gesenkt, die Augen abgedreht, nicht gelächelt, nicht stillgestanden. Mutter wurde immer nervöser und teilte beim geringsten Anlass Kopfnüsse aus. Folge war, dass die Kleinen zu heulen anfingen. Also war erst mal Pause, dann ging es weiter. Einmal mit Bär, dann ohne Bär, alleine, dann alle Kinder. Furchtbar sage ich."

„Aber dann: Das Fest, der Heilige Abend, der war doch schön?"

„Ach Opa, da hättest Du nachher einmal die Erwachsenen hören sollen!"

„Wieso, waren die nicht zufrieden?"
„Nun ja, heute kann ich es ja sagen, nachdem Du Dich verwandelt hast."

„Verwandelt worden bin", korrigierte Weiniger sanft, „aber bitte!"

„Was meinst Du, wie die Erwachsenen geschimpft haben?" fuhr Valentin fort.

„Geschimpft, aber wie konntet Ihr Kinder das wissen?"

„Wir wussten alles. Denn wir Kinder haben doch die Veranstaltung nachspielen wollen, und da mussten wir doch alles kennen!"

„Ich verstehe wohl nicht richtig", unterbrach Weiniger den Jungen, „Ihr habt das Weihnachtsfest nachgespielt?"

„Nicht nur das Weihnachtsfest, sondern auch Deinen Geburtstag, die Gesellschafterversammlungen, den Familienrat und die diversen Abkanzlungen."

„Ihr habt…", stotterte verdattert Weiniger, „Ihr habt das alles nachgemacht, praktisch eine Komödie daraus produziert?"

„Ja, das war sehr lustig. Jeder konnte einen Erwachsenen am besten spielen. Marie-Valerie z.B. machte Tante Gisela perfekt nach. Sie hatte eine Kinderzigarette in der Hand, wippte mit den Pumps und näselte etwas blasiert. Etwa so: ‚Jetzt hat der alte Häuptling seinen Privatzirkus wieder gehabt.' "

„Wie bitte?"

„Oder: dem alten Deppen könnte langsam etwas Besseres einfallen!"

„Ja, haben die anderen Herrschaften das geduldet?", fragte Weiniger.

„Was geduldet?"

„Ja, dass sie mich Häuptling oder gar einen Deppen nannten."

„Aber bitte Opa. Wenn Du da warst, haben alle gezittert, aber nachher, da war der Double-You ein Auslaufmodell."

Weiniger schwieg eine Weile. Denn es ging ihm ein fürchterlicher Gedanke durch den Kopf. Nicht die Banker hatten ihn, Walter Weiniger, zerstört, er war in Wirklichkeit schon lange bankrott, und er war der Einzige, der es nicht wusste. Noch schlimmer: War nicht die äußere Pleite jetzt ein heilsames Beben, das seine alte verkrustete hohle Fassade zusammenbrechen ließ, vielleicht mit dem Sinn, eine neue Wahrheit sprießen zu lassen? Aber soweit wollte er nicht denken, und so fragte er Valentin:

„Und wer hat mich, den Ihr den Double-You nennt, gespielt?"

„Ich", antwortete der Knirps.

„Du?"

„Ja, ich! "

„Du Valentin, willst Du mir nicht einen Gefallen tun? Spiele mich! Spiele mich, wie ich am Heiligen Abend auftrat."

„Oh nein, Opa, das traue ich mich nicht oder ... doch, ich traue mich, wenn Du mir versprichst, eine Weihnachtsgeschichte zu erzählen." Obwohl Weiniger in seinem Leben noch keine einzige Weihnachtsgeschichte erzählt hatte, ja nicht einmal eine kannte, sagte er spontan „Abgemacht Valentin!" Und dann stand der Junge auf, räusperte sich auf die gleiche herrische und dämliche Art wie er und hängte an jeden dritten Satz ein „nicht wahr, meine Herrschaften" an. Und das Schlimmste: Eben alle diese hohlen Phrasen, er wollte sie auch dieses Jahr zum Besten geben. Jetzt kamen sie aus dem Kindermund, genauso wichtigtuerisch. Und dieses pathetische Eigenlob. Zum Kotzen, wenn es nicht zum Lachen gewesen wäre. Der Junge kam zum Höhepunkt:
„Und so wollen wir, meine Herrschaften, nicht wahr, unsere Gläser erheben und trinken, nicht wahr, auf eine hoffnungsvolle, erfolgreiche Zukunft! Lassen Sie es mich kurz sagen, nicht wahr, meine Herrschaften, auf eine Weiniger-Zukunft!" Das also war das Ende. Er hätte schmunzeln mögen, konnte es aber nicht, und so sagte er, wie entschuldigend, zu dem Jungen:

„Ich kann heute nicht richtig lachen, weißt du, ich habe sieben Unternehmen auf einmal verloren. "

„Ich weiß", entgegnete Valentin,

„Sieben auf einen Streich, wie bei dem tapferen Schneiderlein. "

„Und so bin ich das tapfere Weinigerlein?", fragte Double-You bitter.

„Ach, Opa", tröstete ihn Valentin, „sei nicht traurig. Mache es wie das tapfere Schneiderlein. Sticke auf den Gürtel: Sieben auf einen Streich. Und Du wirst die Riesen töten, das Ungeheuer vernichten und die Prinzessin heiraten."

Weiniger lächelte und sagte:
„Ja, gewiss, das werde ich, und mit der ersten Tat fange ich gleich an: mit der versprochenen Weihnachtsgeschichte." Also erzählte Weiniger dies: „Es war einmal ein großer Herrscher. Der hatte sieben riesige Fabriken. Er saß mit prächtigen Kleidern angetan ganz oben in einem gläsernen Wolkenkratzer. Und dort befand sich auch ein mächtiger Tresor voll mit Gold. Jedes Jahr musste ein neuer Tresor beschafft werden. Denn immer mehr Gold wurde erwirtschaftet. Eines Tages gelang es dem Herrscher, ein Gespräch zwischen seinen Direktoren anzuhören. „Wenn wir ihn auch jetzt noch nicht vom Sessel stürzen können, wartet noch wenige Jahre, dann wird er alt und vergesslich. Wir bestechen einen Richter, damit er unter Vormundschaft gestellt und in ein Irrenhaus eingeliefert wird." Der Herrscher unterdrückte den ersten Gedanken, den Verschwörern den Kopf abschlagen zu lassen und dachte nach. Tag und Nacht saß er einfach da und dachte nach. Dann, nach einiger Zeit bestellte er seinen großen Wagen und befahl dem Chauffeur mit ihm weit und immer weiter weg zu fahren. Nach vielen tausend Kilometern – sie hatten lange schon jede menschliche Ansiedlung verlassen – kamen sie an den Rand einer riesigen Wüste. Der Herrscher ließ den Chauffeur anhalten. Jetzt legte er seinen Herrschermantel, seine Juwelen und seine goldenen Schuhe ab. Er streifte sich ein kratziges Fellachengewand über den Kopf, legte raue Sandalen an und setzte sich einen Turban auf, worauf in grüner Prophetenschrift geschrieben stand: Sieben auf einen Streich! Er hieß den Chauffeur

zurückfahren und legte ihm das Versprechen auf, niemandem zu sagen, was geschehen sei. Der Chauffeur tat, wie ihm geheißen, und der Herrscher ging nun allein, angetan mit dem Fellachengewand, in die Wüste. Tagsüber rastete er wegen der großen Hitze im Schatten von Dornenbüschen, des Abends fing er an zu wandern, immer einem hellen Stern nach. So ging es viele Tage und Nächte: Er lief durch Wadis, erklomm Sanddünen, er überschritt steinübersäte Hochtäler, umging kahle Felsengebirge. Eines schönen Tages entdeckte er in der Abenddämmerung, wie in einem Scherenschnitt, eine riesige Karawane, die über den Scheitel einer Düne zog. Beim Näherkommen bemerkte er, dass es mindestens 100 Kamele waren, voll bepackt mit Seidenstoffen, Straußenfedern, silberbeschlagenen Truhen und leuchtenden Teppichen. Ein Zug schwarzer Tubabläser ging dem eigentlichen Herrscherbaldachin, der mit Seide verhängt war, voran. Ein unendlicher Tross an Pferden, Eseln und Gesinde folgte. Als der Herrscher sich näherte, wurde der Baldachin aufgetan und – siehe da – er erkannte darin die Heiligen Drei Könige. Sie fragten den Wanderer, wer er sei und wohin er des Wegs ginge.

„Ich bin ein König und folge dem Stern", antwortete dieser.

„Wie kannst Du ein König sein, wo Du doch ohne Getreue allein und im Fellachengewand daherkommst?", fragten die Heiligen Drei Könige.

„Gleichwohl bin ich ein König und habe über sieben Reiche geherrscht. Mit einem Streich habe ich alle sieben aufgegeben. Leset die Inschrift auf meinem Turban: Sieben auf einen Streich."

„Wie konntest Du aber Deine sieben Reiche aufgeben?", fragten die Könige.

„Ich habe sie aufgegeben", so sagte der Herrscher, „um immer König zu bleiben. Seht, in wenigen Jahren werde ich alt und vergesslich und man hätte mich zum Narren gemacht. Oder ich hätte nicht verhindern können, dass ein Feind mich überwindet und mich an seinen Triumphwagen kettet oder – noch schlimmer – ein tollwütiger Satrap hätte mich vom Thron gestoßen und in die Sklaverei verkauft. Sobald ich meines Herrschermantels ledig gewesen wäre, wäre ich kein König mehr gewesen, und wenn ich es richtig bedenke: Wenn ich nicht freiwillig losgelassen hätte, wenn ich nicht

auf alle äußeren Würdezeichen verzichtet hätte, dann wäre ich nie ein richtiger König gewesen. Ich wäre ein Sklave gewesen, der mit Hoheitszeichen umhängt gewesen wäre, den man aber als Sklaven erkannt hätte, sobald man ihn entkleidet hätte. Also bin ich in die Wüste gegangen und folge diesem Stern." Der Herrscher bemerkte wohl die zweifelnden Gesichter der Heiligen Drei Könige und fuhr fort:

„Gerade Ihr müsst mich verstehen. Denn Ihr wandelt doch auch dem Stern nach. Ich kenne Eure Verheißung. Sie lautet: Ihr werdet ein Kind vorfinden, in Windeln gehüllt und in einer Krippe eines Stalles. Wollt Ihr nur ein neugeborenes Kind anbeten und nur vor ihm das Knie beugen? – Natürlich nicht! Ihr wollt einen König, den höchsten König, anbeten. Er trägt die Insignien seiner Macht in sich. Es sind unvergängliche Insignien. Gold, Paläste, Diener: alles würde ihn mit Vergänglichem beschmutzen. Derjenige, der ihn erkennen will, muss sich folglich auch seiner vergänglichen Pracht entkleiden. Wenn Ihr also mit dieser juwelenschimmernden Karawane weiterzieht, werdet Ihr ihn nie finden." Die Heiligen Drei Könige hatten dem Herrscher aufmerksam zugehört. Sie schwiegen eine Weile, beratschlagten sich dann unter sich. Schließlich stiegen sie aus dem Baldachin, legten ihre Kronen und ihre schönen Gewänder ab und wiesen die Karawane an, zurück heimwärts zu ziehen. Zum Herrscher aber sagten sie:

„Du hast recht. Komm lass uns zusammen durch die Wüste ziehen, bis wir IHN finden ... " Weiniger war in seiner Erzählung bis hierher gekommen, da hörte er auf dem Gang die Schritte aufgeregter Stöckelschuhe. Sogleich öffnete sich die Tür. Seine Schwiegertochter erschien mit vorwurfsrotem Kopf.

„Alles ist zu Ende!", meldete sie schneidend.

„Nein", antwortete Weiniger gütig, „alles fängt jetzt an."

IN FRIEDEN
Weihnachten 1995

Früher hatte man geglaubt, diese vorweihnachtliche Hetze sei nur durch den Geschenkstress und den Festes- und Fressrummel verursacht worden. Aber dieses ganze Klimbim hatte man schon vor Jahren eingestellt. Es gab also keinen Christbaum mehr. Zu was auch! – Bis man das Möbel schon hatte, geschweige denn, bis der Baum aufgestellt und geschmückt war. Und kaum stand er: schon fing er an zu nadeln. Schließlich versperrte er einem noch die Sicht zum Fernseher. Nach Dreikönig war an sich Sperrmüllabfuhr. Aber da war man im Skifahren. Also ärgerte einen das dürre Ding im Keller bis kurz vor Ostern. Oder diese zeitaufwendigen Festmähler von früher! Mindestens drei: am Heiligabend, am Christtag und am Stephanstag. Dazwischen jede Menge Christstollen und Weihnachtsbäckerei. Was hatte man davon? – Sodbrennen noch in der Nacht, drei Kilo mehr auf der Waage und einen Cholesterinspiegel so hoch, dass er nach Infarkt förmlich schrie. Nein, jetzt blieb man umwelt- und gesundheitsbewusst auch an den Feiertagen bei Tofu mit Brokkoli, allenfalls mit einem Hauch überbackenem Käse. Und doch, es wurde jedes Jahr schlimmer. Wie sollte man das noch schaffen bis Weihnachten? – Jeden Tag häuften sich die Termine, die Kundschaft schrie nach Erledigung, denn denen saß wieder ihre Klientel im Nacken. Bis Weihnachten, bis spätestens Weihnachten muss alles erledigt sein. Unbarmherzig wurde man gepeitscht und deswegen war es notwendig, seine eigenen Zulieferer, so hart es ging, zu drücken. Weihnachten letzter Termin! Alles wäre noch erträglich gewesen, hätte man Unterstützung oder wenigstens Verständnis in seinen eigenen vier Wänden gefunden, genauer gesagt, bei seiner eigenen Frau. Aber nein, die lädt noch auf! Irgendwelche guten Werke mussten noch vollbracht werden; aber nicht mit Scheckbuch, weit gefehlt! Besuche sollten absolviert werden bei sicher armen Menschen, fremdes Leid musste man sich anhören. Aber wie denn, wann denn, gute Frau? – Hört mich einer an? Versteht mich einer, dass ich nicht zusätzlich geplagt werden möchte? – Nur Frieden möchte ich, meinen Frieden! – Frieden heißt Verstehen, Frieden heißt eine Antenne für die

Beschwernisse des anderen haben, Frieden heißt den stummen Ruf hören, erhören. – Nicht bei dieser Frau! Sie scheint in einer anderen Welt zu leben. Also beginnt meist schon zum ersten Advent das alljährliche Ritual: Es gibt Krach. Der hält offen an, sagen wir zwei Tage an, und fließt dann in die übliche vorweihnachtliche Verstummung. Verabschiedungsküsschen am Morgen, ein Hauch von Nachtküsschen und dazwischen: Was willst Du zu essen, Schatz? – Ist mir gleich! – Fisch oder Fleisch? – Wie Du meinst! – Aus, basta! Streng genommen könnte man sich ein Feldbett ins Büro stellen. Natürlich blieb auch dieses Jahr das Ritual nicht aus. Heuer ging es um meinen ehemaligen Schulkameraden Frank, der im Pflegeheim mit Parkinson lag. Muss man an mir herumnörgeln, dass ich ihn noch vor Weihnachten besuche? – Hat er nicht auch noch nach Weihnachten Parkinson? Muss es akkurat Weihnachten sein, wo doch jeder herkommt? Und überhaupt, ich habe den Mann seit 30 Jahren nicht mehr gesehen. Was soll ich mit ihm sprechen? – Gut, ich habe nachgegeben, wie ich Dir immer nachgebe. Ich bin hingegangen. Rausgekommen ist nichts. Also was weiter? Du kannst die Geschichte weiterschreiben, denn wir reden ja nichts mehr miteinander.

Und so schreibt die Frau: Ich erzähle die Geschichte nicht weiter. Denn es ist Deine Geschichte, eine Geschichte, die ich nicht kenne, von der ich nur weiß, dass sie wohl außerordentlich wichtig sein soll. Und dass sich jedes Jahr die Geschichten gleichen, weiß ich auch, dass keine zwei Monate vergehen, bis diese vorweihnachtlichen weltumstürzenden Probleme zerplatzen wie Seifenblasen, ja angesichts neuer „Herausforderungen“ eigentlich in Vergessenheit geraten. Oder weißt Du noch, was Dich vor einem oder gar vor zwei Jahren so fürchterlich um diese Zeit bewegt hat? – Wenn das alles, was Du für Dich reklamierst, so schnell verweht, dann ist es doch ohne Bedeutung, oder? – Du willst Frieden für Dich, ich will Frieden für mich und Dein Schulkamerad Frank hätte gern von dem Frieden ein Stück abbekommen. Ich fürchte, wir reden dasselbe und jeder meint in seiner autistischen Welt etwas anderes. Dazwischen rutscht aber das durch, was wir alle ersehnen: Der wirkliche Friede. Den Kindern, wenn sie sich streiten, sagt man, gerade vor Weihnachten gehe eine böse Hexe, die Liesche, umher. Die hätte nichts anderes im Sinn, als Streit anzuzetteln. Wolle man also anfangen zu streiten, so wisse man, die Liesche sei im Haus.

Mit allen Kräften soll man sie vertreiben. Das gelingt hin und wieder. Aber nur bei den Kindern. Denn diese glauben noch an die bösen Geister.

O Danke, meine liebe, weise Frau! Ich sage ja nichts, aber denken darf man doch: auf hohem philosophisch-pädagogischen Niveau sind Frauen besonders unausstehlich. Man kommt sich so recht als männlicher Charakterzwerg vor. Aber was soll 's? – Ich meine das mit Frank, also meinem Besuch im Pflegeheim... wie soll ich sagen, also das lief nicht optimal. Ich redete ihn an mit Frank. Da wusste er schon alles. Frank hieß er zwar, aber niemand hat ihn jemals Frank genannt. Ede, mit seinem Spitznamen, wurde er gerufen. Ich sage also: Hallo Frank, wie geht's? – Da begriff er, dass ich eigentlich nichts wissen wollte, nicht die erbärmlich magere, zittrige Gestalt sehen wollte, nichts spüren wollte von dieser glasierten Greisenhaut und überhaupt, schon beim ersten Wort den Rückzug aus dieser Schattenwelt antrat. Gut gehe es ihm – das ist ja schön – und eine schöne Aussicht aus Deinem Zimmer hast Du auch – ja, eine schöne Aussicht – und das Essen? – auch gut – sehr schön. Ich musste ihm dann erklären, warum es heuer nur ganz kurz gehe, der Stress, er wisse ja. Wirklich, manchmal würde man sich ein so ruhiges Zimmerchen bei sanfter Pflege wünschen. Wie gesagt, also wenn er wieder rauskommt, dann treffen wir uns. Das war wohl das Blödeste, was ich sagen konnte. Wenn er wieder raus kommt! – Gar nicht mehr kommt er heraus, schlechter wird es, sterben wird er hier. Ede lächelte die ganze Zeit nur ausdruckslos und am Schluss sagte er, was Kaiser Franz Joseph nach jeder Visite zu sagen pflegte: Es war sehr schön. Es hat mich sehr gefreut! Verdammt nochmal, hatte ich Hornhaut auf meiner Seele? – Was ist das für ein Quatsch: ich will in Frieden gelassen werden!

Ich gehe nochmals hinauf zu Ede, ich setze mich zu ihm. Ich will mit ihm über den Frieden reden. Aber welchen Frieden? - Da hat sie schon recht, meine Frau: jeder meint einen anderen Frieden, einen Frieden, der nur seine eigene Erlebniswelt berührt. Ich frage mich: gab es eine Zeit, wo wir Freunde einen gemeinsamen Frieden hatten, wenigstens vor und an Weihnachten? Die letzten 30 Jahre, zugegeben, da ist Weihnachten in der Erinnerung ein schwarzes Loch. Frieden hieß damals, von den Kindern in Ruhe gelassen zu werden. Und vorher? – Also, als die Wirtschaftswunderzeit begann und man glaubte, jetzt habe man tatsächlich Frieden. Doch denkt man an diese Zeit zurück, so ist einem eigentlich nur

die wiedergewonnene breitgespreizte Wohlhabenheit der Erwachsenen in Erinnerung. Die heimische Dorfkirche war einem zu wenig zu Weihnachten. Man fuhr in einen fernen Bischofsdom wie zu einer Oper. Statt der biederen Weihnachtsgans verspeiste man Schildkrötensuppe, Gänsestopfleber und Hechtschaumklößchen, dazu tranken sie Niersteiner Domtal Spätlese und rauchten Davidoff-Zigarren mit roter Bauchbinde. Die Erwachsenen fingen an, sich untereinander etwas zu schenken, vorwiegend Geschenkkörbe mit Fressalien und wir Kinder erhielten praktische Dinge, deren Preis wir wussten. Es fehlte der Zauber, der innere Glanz, die mythische Erwartung. Ich glaube, Ede, im Laufe eines Menschenlebens wiederholt jeder für sich noch einmal die ganze Menschheitsgeschichte. Bei jungen Völkern, etwa im Mittelalter, da waren die Erde und der Himmel unverrückbare Größen. Das Stirb und Werde ging nach immer gleichen göttlichen Gesetzen ab. Alle Dinge hatten eine tiefere Bedeutung, und weil so vieles unerklärlich blieb, gab es so viele Wunder. Erinnere Dich recht, damals, der Krieg war gerade zu Ende, da begann der Advent so unumstößlich wie der Tageslauf mit dem Rorate um sechs Uhr morgens in der Kirche. Immer war es bitter kalt und beim schweigenden Gang durch die Dunkelheit knirschte der Schnee unter den Stiefeln. Immer begann das Rorate mit dem Lied: „Tauet, Himmel der Gerechten, Wolken regnet ihn herab…“ Ein Wunder, dass die Heiligen im Himmel Eismänner waren und zu Weihnachten abtauten. Das war ganz klar. Da musste man niemand um Aufklärung bitten. Oder: in der zweiten Strophe des Lieds „Macht hoch die Tür, die Tor macht weit! … ein König aller Königreich … derhalben jauchzt, mit Freuden singt.“ Eine eigenartige Vorstellung: von der Nasenspitze nach links jauchzt dieser König mit der anderen Hälfte des Gesichts, da singt er mit Freuden. Aber so war es eben. Oder was hast Du gedacht, als wir im Rorate sagen: die redlichen Hirten knien betend davor? – Klar, „redlich“ heißt auf schwäbisch einen Stich ins Rote. Also versammelten sich um die Krippe nur Hirten der fuchsblonden Art, offenbar ein Ausweis besonderer Frömmigkeit. Nach dem Rorate wärmte sich die ganze Nachbarschaft in der Backstube des Kirchenbäck auf und – welch ein Luxus – nach Hause zum Frühstück wurden warme Brezeln mitgenommen. Da saß man des morgens in der Runde, wärmte die klammen Finger an der Kaffeeschale und tauchte Brezelstücke in seinen Kathreiner. Was für eine Wonne. Nur schade, der Friede hielt nicht lange vor. Die Schule im Advent wollte und wollte nicht zu Ende gehen. Der Friede war für uns, Ede, damals eine sonderbare Sache, von der wir aber

dieselben Vorstellungen hatten. Im Frieden, so sagten die Männer am Stammtisch häufig, im Frieden, da schwammen die Leute im Fett. Ein seltsames Vergnügen, so schien es uns. Noch eigenartiger aber war, dass es im Frieden Bananen gegeben haben soll. Was denn das sei? – Ja, das wachse als gelbe Würste von den Bäumen. Also ein Friede, wo man die Salami nicht beim Metzger holt, sondern von den Bäumen schneidet. Paradies und Frieden, das war für uns identisch. Zu Hause bei Dir, da gab es, Ede, so runde Blechschächtelchen, darauf bot ein Mohr an: feinste Schokoladenplätzchen mit Pfefferminzfüllung. Damals waren Hosenknöpfe drin. Aber irgendwann einmal, und zwar im Frieden, da gab es diese Köstlichkeiten wirklich, vermutlich sogar den Mohren. Im Frieden.

Die höchste Stufe des Friedens, das sagte der gestrenge Herr Dekan, das ist der himmlische Frieden. Um den zu erlangen, da mussten wir auch in der Adventszeit zum Beichten gehen. An sich kein Problem. Man rasselte das ganze Sündenregister herunter, so wie es im Katechismus stand und war somit sicher, nichts vergessen zu haben. Einmal aber, Ede, war der Friede in Gefahr. Es ging um das siebte Gebot: Du sollst nicht stehlen. Aus irgendwelchen Tauschgeschäften hatte Dein Vater eine Stange Salem Nr. 5 ergattert und die lag offen in der Hutablage im Kleiderschrank. Eine Schachtel Salem Nr. 5, die fehlt, merkt kein Mensch. Da war ich mit Dir einer Meinung. Und so war es auch. Nur beim Beichten sah die Geschichte anders aus. Hätte man gebeichtet: ich habe gestohlen, so hätte der Herr Dekan unweigerlich gefragt, was, wann und sicher verlangt, einzugestehen und zurückzugeben, ansonsten gäbe es keine Absolution. Nur von der gemopsten Schachtel Salem Nr. 5 waren schon zwei Zigaretten geschlotet, also neben dem Diebstahl noch ein Folgevergehen. Vater Ede hätte auch bei einem Geständnis nicht gezögert und uns granatenmäßig den Ranzen verhauen. Sagte man nichts dem Herrn Dekan, so stand der himmlische Friede in Gefahr, das hieß Todsünde. Die Folge war im Katechismus abgebildet: man stand ewig bis zum Hals im Höllenfeuer. – Wie furchtbar diese Entscheidungsqual war! – Ich bin Dir, Ede, bis heute dankbar, dass Du damals eine echte Lösung gefunden hast. Eines stand fest: hätten wir den Diebstahl gebeichtet, so wäre die irdische Strafe sofort erfolgt. Im Fall der Todsünde des Nichtbeichtens hätte einen das Höllenfeuer Minimum in 40 bis 50 Jahren erreicht. Bereits in 20 Jahren, so Ede, sei man aber erwachsen, könnte man die dreifache Sünde – also lügen, unwürdig beichten und

rauchen – beichten, ohne eine gelatscht zu bekommen. Die Lösung ging aber nicht ohne einen Dritten im Bunde. Am Weihnachtsmorgen musste man nach der Beichte natürlich zur Kommunion. Und da wurde es uns fürchterlich mulmig. Würde unser Herr Jesus sich nicht in eine Handgranate verwandeln, wenn er in den sündigen Körper kam und eben diesen sündigen Körper vor aller Öffentlichkeit im Hochamt zerfetzen? – Du, Ede, bist damals vorangegangen, hättest Dich zerfetzen lassen, während ich mich in Sicherheit hätte zurückziehen können. Du hast die Friedenslösung mit der Tat besiegelt. Unser Herr Jesus hat sich trotz der furchtbaren Erwartung nicht in eine Handgranate verwandelt. Und da wurde uns offenbar: ER hält gar nichts vom Zerfetzen. Nein, ER ist sich nicht einmal zu schade, zwei angst- und gewissensbeladene Buben mit seinem süßen Frieden in das Weihnachtsfest zu entlassen. Jetzt, Ede, bräuchten wir wieder einen solchen Frieden. Du weißt, ich suche meinen Frieden, meine Frau strebt außerhalb meiner Welt nach einem ganz anderen Frieden, und Du sehnst Dich nach einem Stück Frieden, das ich überhaupt nicht fasse. Weißt Du nach 50 Jahren wieder eine Lösung?

Da lachte Ede herzlich auf, obwohl er heftig mit dem Kopf hin- und her zuckte. „Mann, Freier“, so redete er mich wie damals an, „Du hast doch die Lösung gebracht! – Schau, als meine Krankheit sich nicht mehr verbergen ließ und man mich in dieses Zimmer brachte, damit ich die Welt nicht mit meinem Zittern belästige, da fühlte ich mich ausgestoßen, im wahrsten Sinn über den Rand des Lebens geworfen. Ich sank in diese tiefe Depression, bis mir klar wurde: Ich selbst schuf dieses Dunkel, weil ich mich dem Urteil der Menge unterwarf. Ich war glücklich, als man mich früher wegen meiner Erfolge gepriesen hat und ich war lebensunwert, als man mich dies fühlen ließ. Wie Du eben in Deiner, in unserer Geschichte, bin ich meinen Weg zu mir gegangen. Ob meine Besucher mich bemitleidet oder gedacht haben, Herr, ich danke dir, dass ich nicht bin wie dieser, war mir gleich. Ich mag manchem lächerlich vorkommen, andere mögen sich vor mir ekeln; ich nehme das nicht mehr auf, genauso wenig wie den klammheimlichen Wunsch der Umgebung, der Aussätzige möge doch langsam Platz machen. Jetzt spürst Du so gut wie ich, was das ist, der Friede, nämlich: dass der Herr Jesus nicht in Gestalt einer Handgranate kommt, sondern als ein ungeschütztes zittriges Kind in einer Krippe, dem es gleich ist, was die

hartherzige Welt von ihm denkt, ja sogar strahlt, wenn auch nur einer an IHN denkt."

DIE VERTEIDIGUNG DES KÖNIGS MELCHIOR

Weihnachten 1996

Stehend hatte er die Anklage anzuhören, der arme König Melchior. Er sollte entwürdigt dastehen. Daher hatten sie ihm den Gürtel weggenommen – Suizid-Gefahr, wie es offiziell hieß – und so musste er selbst beim Sprechen die lächerliche Flatterhose halten. Der grüne Turban war ihm schon bei seiner Rückkehr heruntergerissen worden. So stand er vor seinem Ankläger: ein alter gebeugter Mann mit wirrem grauen Haar, der seine Hose hielt, als käme er gerade verwirrt vom Klo. Schweres Eisengitter war zwischen dem Anklage- und dem Zuschauerraum eingelassen. Melchior sollte vor dem Volkszorn geschützt werden. Angeheizt von der täglich schriller werdenden Regierungspropaganda verfiel das Volk in eine geradezu tranceartige Hasshysterie. Die Weiber ganz vorne warfen sich brünstig gegen die Gitterstäbe wie angekettete Hündinnen, die in sinnloser Wut das Opfer nicht erreichten. Die Springprozessionen täglich vom Palast zum Gefängnis, wo Melchior eingekerkert war, verursachten eine beständige Staubwolke über der Stadt. Die rachsüchtig-verzerrten Männer walzten mit erhobenen Speeren, Schleudern oder einfach nur mit Prügeln wie ein einziger aufgeregter Lindwurm gegen die Polizeibarrikaden, brandeten unter stumpfem Hassgesang zurück, sammelten sich wieder bis zur schieren Ohnmacht.

Melchior wunderte sich über sich selber: Nicht das Hassgeschrei, nicht die persönliche Entwürdigung hatten ihn am meisten getroffen, sondern der aberwitzig schlechte Stil der Anklage. Es galt in Juristenkreisen als die höchste Kunst, die gesamte Anklage in einem einzigen Satz unterzubringen, und zwar sowohl die abstrakten Gesetzeszitate als auch die Subsumtion der konkreten Taten. Gerade das, was man am schnellsten vergessen möchte, dachte Melchior, das gräbt sich wie Schnitzwerk in das Gehirn ein. Der schneidige Ankläger hatte den Anklagesatz soeben beendet, ward der Angeklagte aufgerufen, ob er etwas zu seiner Verteidigung zu sagen habe.

Aber dem armen Melchior ging einfach der Bandwurmsatz nicht aus dem Kopf, er wand sich vielmehr durch den ganzen Körper.

Der im dritten Mondlauf des Jahres der Hyäne geborene ehemalige König und jetzige Häftling Melchior, derzeit einsitzend in der Heiliggeistfestung, wird angeklagt, er habe aufgrund vorgefassten Plans im direkten Vorsatz zusammen mit anderen Staatsvermögen in einem besonders schweren Fall unterschlagen, sich in der Absicht hochverräterischen Handelns außer Landes begeben, wobei er fortgesetzt im Ausland die Götter gelästert, durch Anbetung anderer sie beleidigt und durch Überbringung von Geschenken zum Fluch geneigt habe, indem er an einem im Einzelnen nicht mehr feststellbaren Tag unter Hilfe seiner in der Zwischenzeit hingerichteten Mitregenten Kaspar und Balthasar mit staatseigenen Kamelen aufgebrochen sei unter Mitnahme nicht unbeträchtlicher Mengen ebenfalls dem Staat gehörendem Gold, Weihrauch und Myrrhe, wobei feindliche Leuchtfeuer, welche der Angeklagte als Stern deuten will, dieselben zu einem feindlichen König namens Herodes führten. Den nach Durchführung im Einzelnen unbekannter Konspirationen sie verließen und in dessen Gebiete sie einen selbst dort nicht anerkannten, von dem Angeklagten aber so bezeichneten Menschengott, aufsuchten, diesen auch in unzulänglichem Gebiete in einem Stall gefunden zu haben behaupteten. Um dort in widerlicher Weise Götzenopfer bringen und die oben genannten Gegenstände, welche sich im Eigentum des Staates befanden. Dort hinterlassen, durch Kniebeugen und anderen Anbetungshandlungen, nicht nur sich, sondern auch unser Land lästerten, um es dann zu wagen, wie wenn nichts geschehen wäre, heimzukehren, leugnend, den oben genannten Herodes erneut getroffen zu haben, angeblich, weil ein Engel im Traum ihn gewarnt habe.

Melchior schwieg und sinnierte dem vielgliedrigen Wurm vom Anklagesatz nach. Im Zuschauerraum wurde es unruhig: Man wollte die Ratte sehen, wie sie unter den Schlägen der Anklage flieht, in den Fragen der Richter sich verläuft und schließlich todwund vor Verfolgung durch höhnende Vorwürfe zur Strecke gebracht wird. Die Menge sah sich schon um dieses Schauspiel betrogen, fürchtete Langeweile und suchte durch grollendes Murren und empörte Zwischenrufe das Vorspiel zum Blutgerichte anzuheizen.

„Also jetzt!", herrschte ihn der Oberrichter an: „Was hast Du zu Deiner Verteidigung zu sagen? – Bekennst Du Dich zu Deiner Verantwortung? –

Weißt Du nicht, dass es in meiner Macht steht, Dich der Steinigung zu überlassen?" Melchior überlegte noch und sagte dann:

„Diese Macht hast Du, das stimmt. Aber Du hast keine Macht, mich davon zu befreien. Denn wenn Dein Spruch mich von der Steinigung freispräche, so würden diese da hinten Dich von Deinem Richterstuhl herunterziehen, wie sie mich vom Thron gezogen haben und Du würdest mit mir den Gang vor die Stadt antreten. Was ist also Deine Macht, Richter?" Was war meine Macht? – Wenn ich Dich von meinem Handeln überzeugen könnte, wäre das Dein Tod. Kann ich das wollen? – Ich wollte ein König sein, an dessen Händen kein Blut klebt. Ich wollte nicht sein, wie meine despotischen Vorfahren, die schwarzbärtig und grimmig von Schlachtenbildern herunterblicken, deren Füße auf den Köpfen ihrer Feinde ruhten und die Schrecken durch öffentliches Foltern verbreiteten. Stattdessen glaubte ich, eine Gemeinschaft bilden zu können, deren Werte von Zuneigung, Achtung und gegenseitiger Hilfeleistung bestimmt waren. Ihr wisst, dass ich den dunkelhäutigen Kaspar aus dem Sklavenstand zu meinem Mitregenten erkor und dasselbe machte mit Balthasar, der die Sprache arbeitssuchender Einwanderer sprach. Welche Macht hat ein König! Er kann die Menschen in die Fron knechten, ihr Getreide und Vieh beschlagnahmen, er kann Krieg ausrufen, die Söhne den Müttern für das Schlachtfeld entziehen. Er kann Ströme von Blut fließen lassen, er kann die Opfer verdreifachen mit dem Ruf nach nationaler Würde, er kann morden, brandschatzen zum Gefallen der Götter. Das Volk duckt sich dieser Macht, denn sie ist Sache des Regenten. Aber warum hat der König keine Macht, etwas ganz anderes zu schaffen? – Statt Rache Mitgefühl, statt Unterdrückung Gleichberechtigung. Wer hat die Macht, Erbarmen auszubreiten, wer die Macht, dem Schwachen eine Heimstatt zu geben? Ich hatte sie nicht. Meine Mitregenten Kaspar und Balthasar hatten sie noch viel weniger. So saß ich – als verrückter König verschrien – in meinem Palast. Die Ohnmacht, eine andere Lebensanschauung einzuführen, drückte mich mehr als die Feindseligkeiten und das Rumoren der revolutionären Nachfolger. Danach – nicht jetzt im Angesicht des Todes – verdunkelte die Angst meine Existenz; ich fürchtete mich, so sinnentleert, so angeschwärzt war jede Lebensäußerung von Depression. Wir alle glauben in solchen Momenten, das bleibe immer und schaffe uns so eine Hölle der Unveränderbarkeit. In Wirklichkeit sind diese Krisen immer der Beginn eines Wachstums, nicht des Niedergangs. Ist dann die schwer ausgetragene Frucht reif: dann ist das wie eine Geburt. Die Frucht

drängt. Was noch eben Organ der Mutter ist, wird im nächsten Augenblick selbständiges Leben. Dem eigentlichen Ereignis, der Geburt des Kindes, ging eine andere Geburt voraus: meine eigene. Die plötzliche Erkenntnis: Du musst hier heraus, heraus aus dieser Enge, heraus aus dieser hinterhältigen Dienstbeflissenheit, heraus aus dieser schon nach Blut dampfenden Machtgier. Und als ich dies gewahr wurde, da strahlte vor mir das Licht! Ich sah es, Balthasar sah es, Kaspar sah es. Freudig hatten wir uns ohne Worte vereinbart, freudig und entschlossen sattelten wir die Kamele, freudig sogen wir die Luft der blauen Wüstennacht ein und freudig vernahmen wir das Knirschen des Passgangs der Kamele im Sand. Was für ein Weg! – Jeder einzelne Schritt ist mir noch gegenwärtig, jeder war notwendig für das Ziel. Wir gingen ohne Hast, ohne Anstrengung mit traumwandlerischer Sicherheit immer durch unbewohntes Land, passierten tief eingeschnittene Wadis, umgingen Felsformationen, die der beständige Wind wie Kathedralen ausgeformt hatte, durchquerten Weiten, in denen der Unbeschützte schon vor Furcht umgekommen wäre. Mehr und mehr war uns bewusst, dass unser Unternehmen keineswegs eine Flucht sei; vielmehr ein neuer Anfang. Im Leuchten des uns führenden Sterns nahm das Bild dessen, was wir erwarteten, immer mehr Gestalt an. Wir waren auf dem sicheren Weg, in einem Kind eine neue Erde, einen neuen Himmel zu finden. Wir sind uns sicher: Wir sind nicht die einzigen. Es wird immer wieder Völker und Religionen geben, die auf der Suche nach einem Kind sind, in der Gewissheit, dies werde ein Heilbringer sein. Ein Kind: das ist ein neuer Anfang, ein Kind sieht Räume, die noch nicht ausgeschritten sind. Mit einem neuen Leben werden die alten verfetteten Gebote und Verbote abgestreift, das Unsagbare wird sagbar, das Undenkbare wird denkbar: ein neues Paradigma ändert die Welt! Du, Richter, hast mich gefragt, woher wir von dem göttlichen Kind wussten. Ich sage Dir: nichts wussten wir. Wir machten uns einfach auf, in der durch nichts bewiesenen Gewissheit, dass dies der richtige Weg sei. Der Weg ist es, der dich öffnet, der dir ein Vorstellungsvermögen schafft, von dem, was du suchst. Du musst die Fähigkeit erwerben, erkennen zu können. Wer eine Rose nicht erkennt, sieht nur ein Röhrchen, an dem grüne Lappen hängen, das mit einem auskragenden roten Wulst endet. Um erkennen zu können, muss man aber mit der Seele sehen. Herodes wollte das neue Licht vernichten, aber weil er es nicht zu erkennen vermochte, konnte er es nie treffen. Es hat daher keinen Sinn, Dir, Richter, und Euch, Ankläger, zu beschreiben, was wir erkannten. Ihr seht nur das grüne Röhrchen mit dem roten auskragenden Wulst. Ich aber singe: Es ist

ein Ros' entsprungen aus einer Wurzel zart! Ihr nennt das Gotteslästerung, Schändung der Religion. Aber was ist denn aus unserer Religion geworden? – Ein Werk aus Paragraphen und Verboten, ein Wald von Dogmen und ein Wald von Scheiterhaufen für die Abweichler. Die Hohen Priester sind ihre brokatenen Ikonen, die zugleich den kalten Glanz der Staatsmacht repräsentieren. Richter, ich will Dir nicht den Rückweg verhehlen. Das wenigste waren noch die Schergen des Herodes, die uns verfolgten. Ihnen konnte man entfliehen. Aber dass wir es waren, wir törichten Könige, die meinten, unser Schauen, unser Erkennen ausposaunen zu müssen, um letztlich die Ursache für den Kindermord in Bethlehem zu werden, was für ein Hohn! Was war aus unserem Symbol von Gold, Weihrauch und Myrrhe geworden? Waren wir nicht gewöhnliche Narren? Und wohin jetzt gehen? – In eine Heimat, die für uns keine Heimat mehr war? In einem Land, das uns als Ausgestoßene auf den Schindanger bringen wird? An etwas glauben, das man nur mit einer Handvoll lokaler Hirten teilt? Das Erkennen, Richter, ist eine schwere Last. Mehr als einmal haben wir auf dem Heimweg damit gespielt, diese Last abzuwerfen, wieder richtige Könige zu werden mit Schwert und Prätorianergarde, mit Siegen und Kriegen, mit Volksjubel und Nationalfeiertag. Aber dann dachten wir an den alten Sokrates, der auch missachtet sterben musste, nur weil er als weise galt und in seiner Weisheit nicht wankend wurde. Wir dachten an das Kind, dem eine neue Weltsicht aus den Augen glänzte. Wie wird es sein, wenn seine Menschenliebe auf die Mächtigen pralle, wie wird es sein, wenn er die überkommenden Dogmen abschüttelt? Wird er in Furcht seines Lebens seiner Einsicht untreu werden? – Kann er darauf vertrauen, dass sein Glaube irgendwann einmal Fuß fasst? – Dann hätte sich alles Leiden gelohnt. Aber wenn der Glaube Fuß fasst, werden sich nicht seiner die Herrscher bemächtigen, brokatene Hohe Priester einsetzen, einen Wald von Dogmen errichten und einen Wald von Scheiterhaufen für die Abtrünnigen? – Wenn das sein wird, wenn die Menschenfreundlichkeit in peinliche Befragung mutiert, wenn Anderssein mit Ausgestoßenwerden quittiert wird, wenn Umarmung zum Erwürgen wird, wenn Unberührbare unberührbar bleiben. Was dann? – Dann wird wieder ein glückliches Kind geboren werden müssen. Es wird wieder kommen, solange es noch drei Narren wie uns gibt, die die alten Schalen aufbrechen auf der Suche nach einer neuen Erde, nach einem neuen Himmel.

Ich habe, Gott sei Dank, jetzt meine Ruhe gefunden. Ihr glaubt, mich mit dem Tod zu schrecken. Aber der Tod, Richter, ist ein großer Besänftiger. Kommt nach dem Tode nichts, dann ist das der große traumlose Schlaf. Und für diese Gnade hätte – wie Sokrates berichtete – der Großkönig sein halbes Reich hingegeben. Ist aber der Tod das Tor, wo wir ohne Furcht das erkennen und erschauen, für was wir lebten, dann werde ich den Glanz des Kindes immer sehen. Und hier auf dieser Welt? Bleiben wird, dass wir die Drei Könige waren, die von einem Stern zum Stall von Bethlehem geführt wurden, das Kind erkannten und es anbeteten. Von allem Aufruhr, Sensation, Hochverratsprozess, Staatsgefährdung und dergleichen weiß niemand mehr etwas, nicht einmal den Namen und den Ort unseres Landes. Lakonisch wird es nur heißen: Und die Könige kehrten auf einem andren Wege in ihr Heimatland zurück.

Das Heimatland ist aber SEIN REICH.

PEPE
Weihnachten 1997

Ein Großvater, der noch keiner ist, ein Fast-Großvater sozusagen, wartet auf seinen Enkel. Er weiß noch gar nicht, ob es ein Bub oder ein Mädchen wird, weiß auch nicht seinen künftigen, richtigen Namen. Die Autokonstrukteure geben, noch bevor das Auto auf den Markt kommt, dem neuen Modell einen vorläufigen Entwicklungsnamen. „W 147“ zum Beispiel. Er, Dein Großvater in spe, macht es ähnlich und nenne Dich einfach Pepe. Die Erwachsenen werden Dir erklären, das komme von Felipe. Mir scheint eine andere Herkunft origineller. Ich glaube, Pepe komme von Peperoni, was übersetzt heißt: „scharfer Hund“. Vielleicht deswegen bist Du kein Christkind, kommst nicht am 25. Dezember zur Welt, sondern so um den 07. Februar herum. Das ist aber völlig gleichgültig. Denn der Zeitpunkt der Geburt des wirklichen Christkinds wurde auch ganz willkürlich angenommen: Die Christen, einmal zur Macht gekommen, besetzten das gewohnte Fest des Sonnengottes mit der Geburt ihres Heilands. Und die ganze irdische Fröhlichkeit, das Festen und das Schmausen, die bekanntlich bis heute anhalten, waren auf einmal nicht mehr heidnisch, sondern fromm. Du siehst: Das Datum ist eine tote Geschichtszahl. Das Ereignis ist es, das jährliche Gedenken der göttlichen Menschwerdung. Machst Du, Pepe, also keine Punktlandung, so bist Du eben fast ein Christkind. Du kannst Dir nicht vorstellen, wie dieses, Dein jetziges Leben, das so umgrenzt und wohlig ist, endet. Ebenso wenig wie ich mir vorstellen kann, wie das, was auf mich zukommt, endet. Keiner von uns beiden ist sich vor der großen Reise bewusst: Was kommt danach? Was ist, wenn plötzlich die Wehen einsetzen, Wehen ja, nicht nur Deiner Mutter, sondern auch Deine. Du ahnst nicht, dass es jetzt zu einer Fahrt mit unbekanntem Ufer geht, und zwar kopfüber. Neuere Forschungen haben ergeben, dass das Startsignal nicht nur über die Hormone und Botenstoffe der Mutter, sondern auch von dem Opfer – hier, Dir – selbst, ausgesendet werden. Und ich überlege mir, ob die Fahrt, die ich als nächstes anzutreten habe, nicht unter dem gleichen Vorzeichen steht. Also: dass das Zeichen zum Aufbruch nicht nur von außen kommt, sondern, dass die innere Uhr die Botschaft und den Befehl aussendet: fertig machen

zur Abfahrt. Was für eine Fahrt blüht: Keiner von uns beiden kennt die seine. Ich könnte, was Dich angeht, den äußeren Vorgang erzählen. Wie das ist, wenn plötzlich von einer Sekunde auf die andere das beginnt, was wir als das Leben bezeichnen. Du ahnst nicht den scharfen Luftzug, der Dich in einer unendlich großen unbekannten Welt erwartet. Du kennst noch nicht Deinen ersten Trauerschrei über den Abschied der Zweisamkeit im Mutterleib. Und doch ist es so, dass von einem Moment zum anderen ein unvorstellbarer anderer Motor anspringt, dass es Dir gelingt, dieses hier auf Erden herrschende Sauerstoff-/Stickstoffgemisch einzuziehen und damit Deine Lungen zu füllen; Du kannst jetzt auf einmal – nein, nicht fliegen – krakeelen! Damit beginnt das Leben! Ach was! Das ist ja gar nicht wahr. Denn Du lebst ja jetzt schon, hast vieles mitgemacht: Die ganze Entwicklungsgeschichte hast Du praktisch schon im Schnellgang durchlaufen, vom Molch bis zum menschenähnlichen Wesen, hast deine Fingerchen wachsen gefühlt, hast Dich bewegen können, Nahrung aufgenommen. Was ist das denn anderes als Leben? – Nur was jetzt kommt: Das ist ein anderes Leben. Ich bin neugierig, ob das, was mich erwartet, auch ein anderes Leben ist, mit bislang unbekannten Fähigkeiten. Aber beruhige Dich: So wenig ich Antwort von meinen verstorbenen Ahnen bekommen kann, wie es denn wird, so wenig erreichen meine Erklärungen Dich. Denn wie soll ich Dir etwas erklären, was völlig außerhalb Deines Vorstellungsbereiches liegt? – Selbst wenn Du schon meine Sprache sprechen würdest: Was heißt, man kann über Lungen atmen, das Herzchen wird über Sauerstoff angetrieben, man muss sich warm anziehen? – Da, wo Du jetzt das Däumchen hineinsteckst, nimmst Du künftig Nahrung auf, und zwar nicht von Deiner Mutter, sondern draußen von der Welt, wo Pflanzen wachsen. Da sind noch andere Lebewesen, schauen anders aus als Du, quieken, mähen, muhen anders, sind teilweise halb so klein, teilweise doppelt so groß; einige können fliegen, andere laufen auf vier Beinen. Denen schlägt man den Schädel ein und bringt sie in Stücke zerhackt in seinen eigenen Leib. Und das lässt Dich leben. Bei den Pflanzen ist es gerade so. Einige kannst Du einfach so verzehren, andere werden zermahlen, mit Wasser gemischt und gebacken. Eine Horrorvision? – Oh ja! Und das Schrecklichste ist: Was sich einmal verwandelt hat, lässt sich nicht mehr zurückdrehen. Das fängt mit dem Spiegelei an, das nimmermehr zum Ei gemacht werden kann. Das hört bei Dir auf: Hast Du einmal den ersten Schrei getan, kannst Du nicht mehr zurück in den Mutterleib, so sehr Du es Dir auch wünschen würdest. Dort,

wo es neun Monate so schön, so behaglich, so beschützt war, jetzt wärst Du dort in zwei Minuten erstickt. Und noch eines: Dein Erkenntnishorizont ist ein ganz anderer. Welcher weiß ich nicht. Oder besser, nicht mehr. Wir, die wir jetzt leben, also auf der Erde herumturnen, wir neigen dazu, die Situation, in der Du noch bist, unwissend und anmaßend zu beurteilen. Weil Du noch nicht sprechen, laufen kannst, nicht weißt, was das Internet ist, kein Konto hast, nicht einmal erben kannst, deswegen nehmen wir Dich nicht für voll. Wir gehen einmal der Einfachheit halber davon aus. Dass Du nichts empfindest, nichts erlebst, kurz: ein Zellhaufen bist, der sich blindlings vermehrt. Nicht, dass wir Dich als unwichtig erachten. Ganz im Gegenteil: Die naturwissenschaftliche Begründung für den Sinn des Lebens ist die Arterhaltung. Also: Sinn ist, eine gleiche Art zu zeugen und aufzuziehen. Deren Sinn ist es, wiederum zu zeugen und aufzuziehen, damit diese erneut … ach, was soll's? – Was soll es, wenn das Ozonloch den menschlichen Samen verstrahlt und die Kette der fortwährenden Zeugungen aufhört. Wenn also der Sinn des Lebens sich verabschiedet hat? – Wen oder was kümmert das? Weißt Du, was ich vermute? – Dein Weltbild ist ein viel umfassenderes, unverstellteres. Wenn Du aber größer wirst, kommt etwas auf Dich zu, was wir Bewusstsein nennen. Und das diktiert uns, dass es vollwertiges Leben eben nur mit dieser Gabe gibt. Dass das Leben im Mutterleib ein Paradies war, das haben wir vergessen; schlimmer noch: Wir wissen gar nicht mehr, dass wir etwas vergessen haben. Was uns das Bewusstsein als Wirklichkeit einsuggeriert, das sind irgendwelche Verhaltens- oder Beurteilungsschablonen. Das gilt nicht nur für die Sicht der Erwachsenen auf die Kinder, sondern auch umgekehrt. So sehe ich beispielsweise meine eigenen Großväter als alte eisgraue bzw. glatzköpfige Männer vor mir, die man zu allen möglichen Anlässen – Weihnachten, Geburts- oder Namenstage – vorher mit Kopfnüssen ruhiggestellt, besuchen und im schlechtesten Fall etwas aufsagen oder vorflöten musste. Die Vorstellung, dass diese endlos alten Saurier einmal Kinder waren, sich möglicherweise ein bisschen Kinderglauben bewahrt haben, sich auf das Christkind gefreut, vor dem Ruprecht Angst gehabt haben: Das überlege ich mir eigentlich jetzt zum ersten Mal. Und selbst jetzt, wo ich in dieselbe Situation hineinrutsche, da kommt mir ein kindlicher Großvater irgendwie peinlich vor. Du, im Mutterleib, bist noch nicht so beschränkt. Bist Du also ein Großmächtigerer als wir? Geht das Leben nicht, wie wir meinen, aufwärts, sondern beginnt es auf dem höchsten Stand bei der Zeugung? Und

wird es mit jedem Tag enger, schmäler? – Nur das Bewusstsein, das uns einen Teil der Wegstrecke begleitet, plappert uns vor, wir würden immer gescheiter, errängen die Krone der Schöpfung, seien zum Herrschen, zum Unterdrücken legitimiert. Und wissen doch: Ein bisschen vor uns und ein bisschen nach uns sieht es völlig anders aus. Denkt man darüber nach, so wird es plötzlich einsichtig, warum die drei Weisen aus dem Morgenland aufgebrochen sind, um ein göttlich Neugeborenes anzubeten. Sie spürten die Ehrfurcht vor dem noch nicht bewusst gewordenen Leben, also einem Leben, das noch nicht an die Erde gekettet war, sondern noch die Botschaft des Jenseitigen ausstrahlte. Wir Herangewachsenen haben die Welt vermessen mit unserem Bewusstsein und glauben, das sei die Wirklichkeit, genauer: die einzige Wirklichkeit. Ich will Dir dazu eine Geschichte erzählen:

Einer der Hirten, der seinerzeit vom Engelsgesang angezogen, zur Krippe nach Bethlehem zog, nahm danach Segen für sein ganzes künftiges Leben mit. Weit droben in den Bergen gedieh seine Schafherde mehr und mehr. Als er aber in die Jahre kam, spürte der Hirte, dass er die Herde nicht mehr schützen und bewachen konnte. Die Arthritis in allen Gelenken zwang ihn hinunter in das Tal, in sein Haus. Wie bringe ich es fertig, so sinnierte er, diese, meine Herde, den Stolz und die Freude meines Lebens, zu erhalten? – Außer einem Neffen hatte er keine Verwandten mehr. Dieser Neffe war aber ein stadtbekannter Hallodri, ein Nichtstuer und Angeber. Obwohl er ihn verabscheute, ließ ihn der Alte zu sich kommen und sprach zu ihm:

„Neffe, ich möchte Dir meine Schafherde droben in den Bergen zur Obhut übergeben. Du musst mir aber versprechen, Dein Leben komplett zu ändern. Das Leben in den Bergen ist hart, Du hast Tag und. Nacht die Schafe zu betreuen, Du musst auf der Hut sein, dass sie nicht von den Wölfen gerissen werden, Du musst sie stets zu besseren Weideplätzen führen, damit sie, wenn der Winter kommt, die kalte Jahreszeit überstehen."

„Das will ich gerne tun", erwiderte freudig der Neffe, „ich werde, Onkel, nach Deinen Anweisungen handeln und ein anderes Leben führen". Der Alte war von den Versicherungen seines Neffen nicht überzeugt. Und so ließ er ihn alle paar Monate kommen, um sich Bericht erstatten zu lassen. Nun waren das richtige Wunderdinge, die der Neffe zu berichten wusste: Kein einziges Schaf kam mehr zu Schaden, nicht einmal ein Lamm fiel in

eine Felsspalte. Der Neffe hatte eine Art beweglichen Zaun konstruiert und hielt damit die Wölfe fern. Im Frühjahr gab es Lämmer in Fülle. Immer wieder repetierte der Alte in seinem Geist den Bericht seines Neffen und war so glücklich, dass er alle Schmerzen vergaß. Doch an allem dem, was der Neffe erzählte, war kein Wort wahr. In Wirklichkeit ging er nur hinauf in die Berge zu der Herde, wenn er wieder einmal Geld brauchte. Dann packte er ein halbes Dutzend Tiere, brachte sie zu Tal und verkaufte sie. War dann das Geld vertrunken und verspielt, so wiederholte sich der Vorgang. So blieben nur noch ein paar verwirrte, verängstigte und ungepflegte Schafe übrig. Eines Tages fühlte der Alte, dass es mit ihm zu Ende ging und er ließ nochmals seinen Neffen holen.

„Oh, mein Onkel“, rief der Neffe, „wie schade, dass Du die Pracht Deiner Herde nicht mehr schauen kannst, die Böcke sind fett, die Mutterschafe trächtig und die jungen Hammel wachsen heran, dass es eine Pracht ist. Heute ist der Tag, wo die Herde doppelt so groß ist, als ich sie damals übernommen hatte.“ Ein seliges Lächeln überzog das Gesicht des alten sterbenden Hirten. Es ist gut getan, dachte er bei sich. Das Leben wurde mir in Fülle gegeben. Meine Herde ist stattlich, und was den Sinn meines Lebens krönt: Mein Neffe ist ein guter Hirte geworden. Mit diesen Gedanken schloss er die Augen für immer. Eines ist klar: Das Glück des alten Hirten beruht auf Täuschung. Aber, ist sein Glück damit weniger Glück? Hätte man ihm wünschen sollen, er hätte den Betrug durchschaut? Und jetzt, nach seinem Tod? – Gibt es danach kein Leben mehr, so blieb das Glück Episode, ging aber ungetrübt unter. Leben wir anders weiter, so aber mit Sicherheit ohne die Zeit. An die Zeit sind aber alle Irrungen und Wirrungen, der Reichtum und die Armut, Weib und Kind und Knecht und Pflug gebunden. Alles das stürzt mit der Zeit ab. Wenn etwas blieb, dann ist das das eigene von der Wirklichkeit losgelöste Glück des Alten.

Auch ich, Dein Großvater in spe, möchte nicht Deine künftige Wirklichkeit sehen, etwa so um das Jahr 2030 herum. Das Einmalige, das ich erwartet habe, ist jetzt ein braver Assessor geworden, mit Geheimratsecken schon und einem blonden dünnen Schnäuzerchen. Beim Abwasch – Deine Frau ist weitgehend in der Frauenbewegung engagiert – beim Abwasch hoffst Du auf die Gehaltsstufe A13, denn dann könnte das Häuschen in weiteren zwanzig Jahren bei gehöriger Eigenarbeit abbezahlt sein. Nein: ich will

keine zukünftige Wirklichkeit sehen, ich will mir den Glauben erhalten von dem göttlichen Funken des Neugeborenen, ich will durchdrungen sein, dass Dein Erscheinen, Pepe, hier irgendwie die Welt verändert. Später, wenn Du Deine Unschuld verloren hast und alles das, was hier steht, verstehst, dann wirst Du fragen: „Was quasselt der Olle so komisch in einer Tour von dem Christkind und allem?“ „Weißt Du“, werden die vernünftigen Erwachsenen sagen, „ein Christkindle, so bezeichnet man bei uns Leute, die etwas naiv und gutmütig durch die Welt stolpern und so gar nicht in das stromlinienförmige Bild eines selbstbewussten Machers passen.“ Ich wäre ganz froh, ja, fühlte ich sogar richtig beschrieben, wenn die Erwachsenen hinzufügten: „Ach ja, Dein Opa, er war irgendwie selbst fast ein Christkindle!“

DER ROTTENFÜHRER
Weihnachten 1999

Es war vor etwa 15 Jahren am Samstag vor dem Zweiten Advent: Eine riesige Explosion erschütterte das schon schlafende Dorf und die Ursache war schnell ausgemacht: Das kleine, aus Sandstein gemauerte Bauernhäuschen des Rottenführers war zur Hälfte in die Luft geflogen. In wenigen Minuten stand das ganze Dorf um die Unglücksstelle und roch sozusagen den Grund der Explosion: Gas. Gott sei Dank war niemand im Haus: Die Frau des Rottenführers war schon seit einiger Zeit ausgezogen, weil sie von ihm im Suff mit der Pistole bedroht wurde, die Kinder hatten weggeheiratet und der Rottenführer selbst probte am Unglückstag im Turnverein einen Sketch für die Weihnachtsfeier: Es sollten prominente Persönlichkeiten durch den Kakao gezogen werden wie Bürgermeister, Revierförster, Vereinsvorstand. Und der Knüller sollte sein, dass der bärige Rottenführer das Nummerngirl spielte mit spitzen Schuhen, „Tutu“ und tiefem Ausschnitt. Genau in der Aufmachung stand er nach der Explosion vor seinem Haus oder besser, was von diesem übriggeblieben war. Zu seiner Erleichterung stand der wichtigste Teil noch: Die ehemalige Scheune, in der jetzt die Werkstatt untergebracht war.

Was sage ich Werkstatt: Es war seine Schatzkammer und der abendliche Gemeinschaftsraum für die Rotte oder für irgendeinen, der ein Reparaturproblem hatte oder einfach bei einer Flasche Bier schwatzen wollte. In langen, engen Regalen bis an die Decke war alles säuberlich geordnet, was irgendwann einmal aus einem alten Radio, einem defekten Moped oder Staubsauger herausmontiert worden war. Dutzende von verschiedenen Lichtschaltern, eine unsinnige Menge an Stromkabeln, Schrauben, Dichtungen und alten Felgenbremsen, wie man sie schon lange nicht mehr hatte, füllten die Regale. Es gab nichts, was sich nicht lohnte, aufbewahrt zu werden. „Irgendwann brauchst du es“, erklärte abends der Rottenführer an der Werkbank seinen Kumpanen, „und dann hast du es nur bei mir.“ Richtig, nickten die Kumpane, und die Bierflaschen in ihren Händen nickten mit.

Vor den Regalen, also unmittelbar hinter dem Scheunentor, traf sich die abendliche Versammlung. Der Rottenführer hatte ein beiges Arbeitsmäntelchen an, wie es früher allgemein von Angestellten zum Schonen ihrer Anzüge im Büro getragen wurde. Nicht nur der Lohnbuchhalter und der Betriebsleiter, auch der Chef war sich nicht zu schade, so ein beiges, mit dem Lauf der Zeit immer bleicher werdendes, Arbeitsmäntelchen zu tragen. In der Brusttasche waren diverse Kulis eingesteckt, in den eigentlichen Manteltaschen befanden sich der Merkkalender, der Meterstab, eine Kombizange und diverse Schraubenzieher. So war es auch beim Rottenführer. Das Mäntelchen gab selbst dem Außenstehenden kund, wer hier etwas zu sagen hat und etwas gilt. Soeben demonstrierte der Rottenführer an einem Staubsaugermotor die Wicklung, wie man sie in den 1960er Jahren durchgeführt hatte; und dass kein Mensch – ihn natürlich ausgenommen – diese Art des Wickelns beherrschte und noch viel weniger die passenden Ersatzteile hatte. Die Kumpane nickten zustimmend und mit ihnen die Bierflaschen in ihren Händen.

Überhaupt waren das Reparieren und das abendliche Montieren kein Selbstzweck. Hier zeigte sich, was der Mann noch wert war und wer etwas sagen oder wer nur zuhören durfte. Kein Zweifel: So manche Frau, der das jetzt wieder funktionierende Bügeleisen mit neuem – d.h. im Regal vorrätigem – Kabel überreicht wurde, mochte Vergleiche anstellen mit dem, der jetzt zu Hause auf dem Sofa vor dem Fernseher lag. Hier in der Werkstatt war der Ort, wo in der Rotte der Rang fein säuberlich austariert wurde, und zwar so, dass auch der Rangniedrigere – also der, der nur zu Hause seiner Frau erklären durfte, wie man ein Motorsägenglied scharf feilt – dass auch dieser ein Gefühl der Zugehörigkeit hatte.

„Man heißt das corporate identity“, dozierte der Rottenführer. Denn er war nicht nur in der Mechanik, sondern auch in den Wirtschaftswissenschaften bewandert. Wie gesagt, es war ein Glück, dass die Werkstatt, angefüllt mit alten unwiederbringlichen Teilen, nicht zerstört war. Natürlich war dem Rottenführer sofort klar, dass die Schulden, die auf dem Haus lasteten, nicht mit in die Luft geflogen waren. Aber das wäre noch zu ertragen gewesen. Schlimm wurde die Geschichte erst, als bald danach die eigentliche Ursache

des Unglücks von den Behörden ermittelt wurde. Der Rottenführer hatte nämlich Tage zuvor einen Gasofen installiert. Nun wäre es völlig unter seiner Würde gewesen, einen neuen Ofen zu kaufen oder diesen gar von einem Flaschner installieren zu lassen. Ein schon auf dem Schrottplatz liegender Gasofen sollte unter seinen Händen zu neuem Leben und zu weiterem Ruhm seinen Dienst tun. Tat er auch. Nur hatte der Rottenführer die Zuleitungen zu Gas und Wasser verwechselt. Und als der Automat die Zündung steuerte, da kam es eben zu der Explosion. Drohend wölbte sich über den Rottenführer ein staatsanwaltschaftliches Ermittlungsverfahren. Und das lautete: Fahrlässiges Herbeiführen einer Explosionsgefahr nach § 311 Strafgesetzbuch, belegt mit Freiheitsstrafe nicht unter einem Jahr. Und ein Zweites kam hinzu: Wenn herauskäme, dass er, der Rottenführer, so blöde gewesen war, dass er bei der Installation eines Gasofens die Wasser- und Gasleitung verwechselt hatte, dann konnte er gleich einpacken und abhauen samt seinem beigen Mäntelchen. So weit entfernt hätte es aber auf dieser Erde keinen Fleck gegeben, wo er das Lachen seiner Rotte nicht gehört hätte.

Das war der Zeitpunkt, wo ich auf den Plan trat und in den juristischen Lauf der Dinge eingriff. Tatsächlich gelang es mir, einen Sachverständigen ausfindig zu machen, der bestätigte, dass der im Grunde schrottreife Gasofen eine Fehlkonstruktion gewesen sei, wo in der Tat auch einem Fachmann ein Fehler bei der Montage hätte unterlaufen können. Freudiges Ergebnis also: Das Ermittlungsverfahren wurde eingestellt. Des Rottenführers Ruf als omnipotenter Reparateur blieb untadelig. Für mich war die Sache erledigt. Nicht so bei dem Rottenführer. Denn er sah in mir fortan einen Meister, der würdig gewesen wäre, auch ein blassbeiges Mäntelchen zu tragen, vielleicht zur besseren Unterscheidung die Kragenspiegel mit Paragraphenzeichen bestickt. Die Schwierigkeit der Rechtssache könne er sehr wohl beurteilen, dozierte der Rottenführer bei seinen Kumpanen, schließlich sei er seinerzeit zwei Jahre in Bautzen eingesessen und erst herausgekommen, als ihn die Stasi umgedreht habe. Donnerwetter! – nickten die Kumpane – er ist nicht nur in der Mechanik, sondern auch in der Jurisprudenz bewandert.

Die Dankbarkeit des Rottenführers war überwältigend. Gleichwohl gestand ich ihm in Erinnerung an den Gasofen nicht, dass unser Staubsauger defekt

sei, selbst als der CD-Player seinen Geist aufgab, zierte ich mich, die Zauberhände des Rottenführers zu bemühen. Eines aber konnte ich ihm nicht versagen: Er wollte mir zu jedem Weihnachten den schönsten Christbaum im ganzen Revier besorgen. So kam ich die vielen Jahre jeden Samstag vor dem Zweiten Advent herauf in das Dorf zu ihm.

Hier muss ich einschieben, dass Rottenführer nicht etwa eine Phantasiebezeichnung ist. Die staatlichen Forstmeistereien waren in Zeiten des Drucks auf die Holzpreise dazu übergegangen, das Fällen der Bäume, aber auch das Pflanzen neuer, einschließlich der gesamten Waldpflege, einzelnen Gruppen von fünf bis sechs Mann zu übergeben. Genauso wie die Forst- und Jägersleute eine Herde Wildschweine nicht als Gruppe, sondern als Rotte bezeichnen, hatten die Arbeitsgruppen forstliche Bezeichnungen: Also Rotte. Und wie bei den Wildschweinen gab es einen Rottenführer. Der war für alles verantwortlich; er war der alleinige Ansprechpartner und unumschränkte Chef. Die Rotte bildete somit ein eigenes Unternehmen, d.h. sie wurde als Ganzes und ausschließlich nach ihrer Leistung bezahlt. Genau an dieser Stelle gründete der Rottenführer neben der Kunst der Mechanik seinen Ruf: In der Abrechnung! Das war ein kompliziertes System, das immer wieder mit den Revierförstern ausgehandelt werden musste. Was zählte, war die Leistung. Klar. Nur ging es nicht nur nach geschlagenen Festmetern, bei sogenannten Krüppeln, also kleinwüchsigen Bäumen kam auch die Zahl der gefällten ins Kalkül, ebenso der Steilheitsgrad des Geländes, die Entfernung zum Herausrücken der Stämme an den Weg, nicht zuletzt aber auch die Schlechtwetterzulagen. Die hohe Kunst der Abrechnung setzte aber erst ein, wenn der Einsatz der Motorsägen und des anderen Geräts wie Keile einschließlich des Waldautos bewertet wurde. Denn alles war Eigentum der Rotte, ebenso wie die Schallschützer, die drahtgeflechtverstärkten Hosen, die Arbeitsschuhe mit Stahlkappen und die Stulpenhandschuhe. Alles rechnete der Rottenführer aus und schrieb die Ergebnisse in einen alten Kalender des Jahres 1970. Praktisch war dies Rechnung, Kalkulation, Buchhaltung und Jahresabschluss in einem. Wohlverwahrt ruhte diese zentrale Datei in der rechten Tasche des beigen Mäntelchens.

„Das Geheimnis unseres Erfolges ist“, so lehrte der Rottenführer seine Rotte, „so viel wie möglich Kosten weiterzugeben und so wenig wie möglich

Kosten zu produzieren.“ Stimmt, nickte die Rotte. Und damit war anerkannt, dass der Rottenführer nicht nur ein genialer Mechaniker, sondern im Grunde ein perfekter Controller war. Bewähren musste sich das System vor allem beim Waldauto. Abgerechnet wurden 60 Pfennige pro Kilometer, also wie bei einem normalen Wagen. Aber was war das für ein Auto? – Ob der ehemalige Opel Kadett Kombi jemals TÜV gehabt hatte, schien nach seinem jetzigen Aussehen fraglich. Jedenfalls waren die spiegelglatten Reifen auch Sommers mit einmal weggeworfenen Schneeketten bestückt. Aus den zwei übrig gebliebenen Sitzen reckten sich die Stahlfedern heraus. Beim Anfahren schlug das Getriebe gegen das Chassis. Stoßdämpfer waren unbekannt, aber fahren konnte er noch. Denn all die defekten Keilriemen, Lichtmaschinen, Dichtungen, Zuleitungen, Zylinderköpfe: Alles wurde aus dem Gebrauchtteiledepot des Rottenführers ersetzt. Sie nannten das Waldauto „McDonald“, weil es inwendig roch wie in einer Frittenbude. Der Grund war: Die Rotte verwendete bei den Motorsägen nur altes Frittieröl, das vom Rottenführer allwöchentlich von Wurst- und Pommes-frites-Ständen abgeholt und in Plastikkanister geleert wurde. Der Rest, der daneben geleert wurde, ergab den Duft und dem Wagen seinen Namen. Für das Altfrittieröl zahlte der Rottenführer nicht nur nichts, er erhielt noch eine Entsorgungsgebühr, die, wie alle Einkünfte, gleichmäßig unter die Rotte verteilt wurde. Der Rottenführer, so erkannte die Rotte, war nicht nur ein hervorragender Mechaniker, sondern auch ein Stifter der Gerechtigkeit, was der Rottenführer selbst häufig und gerne eingestand.

Meinen Christbaum hätte ich mir – offen gestanden – am liebsten bei dem jetzt wieder aufgebauten buntsandsteingemauerten Häuschen abgeholt. Aber das geht nicht, dekretierte der Rottenführer. „Die Güte eines Baumes, auch eines Christbaumes, erkennst du nur, wenn du siehst, wo er aufgewachsen ist und wie er lebend im Saft steht. Das ist wie bei den Frauen!“ Der Rottenführer war also nicht nur ein genialer Reparateur, sondern, potztausend, auch ein Frauenkenner. So hoppelte ich im McDonald auf den meist rutschigen ausgefahrenen Wegen durch den Wald. Für einen, dem das beige Mäntelchen im Fach Recht zustand, kam natürlich nicht jeder erstbeste Christbaum in Frage. Hang auf, Hang ab, ging es jetzt zu Fuß. Hier wurde einer in die Auswahl genommen, dort einer verworfen; zurück dann über glitschiges Felsengelände zu dem ersten Auserwählten,

dann zum gegenüberliegenden Hang für andere Vorauswahlen. Kalt war es immer, die Hände wurden gefühllos vom ewigen Bäume-Halten. Aber immer war noch nicht der beste gefunden, obwohl ich langsam mit einem dürren Reisigzweig zufrieden gewesen wäre. Dem Rottenführer in seinem beigen Mäntelchen schien aber die Witterung gar nichts auszumachen. Er genoss schon im Vorhinein den Triumph, den besten Christbaum im Revier in der Werkstatt seiner Rotte vorstellen zu können, um diesen dann einem – wenn auch auf einem anderen Gebiet – Gleichrangigen, sozusagen als jährlichen, lebenslangen Tribut, zu überreichen. Fürwahr, würden sie staunen, der Rottenführer ist nicht nur ein einmaliger Mechaniker, er hat auch Geschmack und Finderglück.

Wie seit vielen Jahren üblich, machte ich mich auch heuer am Samstagnachmittag vor dem Zweiten Advent auf den Weg hinauf ins Dorf zu dem roten Sandsteinmauerhäuschen. Vorher anrufen hätte wenig Sinn gehabt. Zwar standen in der Werkstatt Dutzende von Telefonen aller Baujahre, allein sie harrten noch der heilenden Hände des Meisters. Konkret: Es funktionierte keines. Eigenartig und ungewohnt kam mir vor, dass das Scheunentor, welches in die Werkstatt führte, verschlossen war. Abgesperrt am Samstagnachmittag vor dem Zweiten Advent! – Wo war die Rotte? Ich betrat also zum ersten Mal durch die Haustüre das Häuschen, trat durch die Küche ins Wohnzimmer und sah die Rotte stehen. Die Rotte machte mir schweigend eine Gasse. Jetzt erkannte ich das zum Bett umfunktionierte Sofa. Dort lag der Rottenführer. Kahl und kantig der Kopf in Folge der Chemo. Unten schauten die blaugeäderten abgemagerten, schon gelblichen Beine heraus. Der Rottenführer erkannte mich. Die Scham, wie ein Schwächling daliegen zu müssen, verlieh ihm noch einmal Kraft. Er stemmte sich hoch und verlangte gebieterisch nach seinem beigen Mäntelchen. Vergebens versuchte die Hauspflegerin ihm, wie es sich gehörte, einen ordentlichen Flanellmorgenmantel aufzunötigen. „Es ist ein schwieriger Fall“, seufzte die Pflegerin, als der Rottenführer das Angebotene wegwischte und sich mit Hilfe jemandes aus der Rotte in das Mäntelchen zwängte.

„Von wegen schwierig“, krähte der Rottenführer mit belegter Stimme. „Bin ich nicht verantwortlich dafür, dass alles klappt? – Aber es klappt nichts: Als ich noch im Krankenhaus war, bekam ich eine von diesen Tabletten, jetzt

angeblich austherapiert, stehen mir fünf zu. Keiner weiß warum. Der Arzt nicht, der Apotheker nicht und die Hauspflege tut gerade was sie will.“ So kampfesmutig, wie er gerade noch vorgeben konnte, stemmte er sich vom Sofa hoch zum Schreibtischstuhl, holte darunter eine Bierflasche herauf und sog aus ihr drei Schlucke heraus. „Gut“, sagte er! „Gut, hat die richtige Temperatur. Hier drin ist´s zu warm, aus dem Kühlschrank zu kalt, aber aus dem Schlafzimmer, wo ich jetzt einen Kasten stehen habe, da ist es richtig. Beim Herunterschlucken kühlt das Bier den Krebs ab, so dass sich dieser zusammenziehen muss. Das tut gut.“ „Ja tut das Bier nicht im Magen weh?“ „Ha, der Magen! Der kann sich nicht mehr beschweren, den haben sie nämlich herausgeholt. Weißt Du: Je weniger du hast, je weniger tut dir weh. Stimmt's Ismael?“ Inshallah“, erwiderte dieser traurig: „Wenn Gott will.“

Die Pflegeschwester verdrehte die Augen und verdrehte sie noch mehr, als der Rottenführer sich jetzt eine Roth-Händle anzündete. „Ich sage dir, rauchen ist gut und auch nicht gut. Gut ist rauchen für das Hirn. Weißt du, dort wird der Krebs eingedampft. Weil im Hirn ist es am schlimmsten. Im Magen kann er mir nichts mehr anhaben, denn der Magen ist weg. In den Lungen konnten sie an ihn nicht heran, er ist tief hineingekrabbelt wie ein Borkenkäfer. Aber dort hat er sich verkapselt. Nur im Hirn, da kann er wüten. Fängt an wie bei einem Stuka-Angriff hinter den Ohren. Ui! Ui! Dann denkst du, sie spalten dir mit einer Husqvarna-Motorsäge den Schädel. Aber wenn du rauchst, hört alles auf. Habe ich herausgefunden.“ „Rottenführer“, sprach ich zurück. „Du bist nicht nur ein genialer Mechaniker, sondern auch ein überragender Mediziner.“ „Sage ich doch“, erwiderte der Rottenführer. „Rauchen ist aber auch schlecht. Weißt du, das Hirn wird ruhiggestellt, aber dein Verstand, Mensch, dein Verstand geht spazieren, ist wie außerhalb von dir. Funkt kompletten Blödsinn. Macht dich ganz leicht und du meinst, du seist wieder ein Kind und stündest vor einem strahlend leuchtenden Christbaum. Schöne Scheiße. Nicht der helle Christbaum, sondern das Zurückkommen. Siehst ja, wie es bei mir aussieht, dass nichts mehr mit den Tabletten stimmt, dass ich meine Dankbarkeit nicht abarbeiten kann, weil ich zu schwach bin, dir einen Christbaum zu schlagen.“

„Lass das, ich habe so viele Christbäume von dir bekommen und weiß von jedem, wo er stand und dass er im Saft war, wie bei den Frauen. Und wenn

du, Rottenführer, mir keinen mehr heraussuchst, dann brauche ich auch keinen mehr.“ Da lächelte der Rottenführer und sagte: „Wenn ich dir schon keinen Christbaum mehr schlagen kann, so möchte ich wenigstens noch einmal einen Gasbadeofen anschließen, verkehrt natürlich, wie damals. Heute allerdings bleibe ich im Haus. Und weißt du was? – Wenn der Krempel explodiert, hätte man wenigstens die Kosten der Beerdigung gespart.“

Der Rottenführer lachte scheppernd. „Stimmt's, Ismael?“ Inshallah, wenn Gott will“, stotterte der Angesprochene.
„Was heißt, verdammt noch mal, wenn Gott will? – Will er oder will er nicht?“ „Du Rottenführer“, erwiderte Ismael, „du guter Mann!“ „Ja ich weiß, ich habe mein Lebtag Sprüche gemacht, von wegen genialer Reparateur und so. Aber die Sprüche sind wie das Gewebe in unseren Holzfällerhosen. Es umschließt dein Herz und zerreißt dich nicht, wenn jemand von außen dir mit der Motorsäge zu nahe kommt. Und von innen her lässt es – und das ist das Wichtigste – kein Wimmern durch.“ Der Rottenführer machte wieder einen Zug aus seiner Zigarette und wollte eigentlich erzählen, wie schön heute bei der Bescherung der Christbaum leuchtet. Aber das Nikotin hatte seine Wirkung nicht mehr. Der Rottenführer kehrte vorzeitig zurück und er sah, dass es seiner Rotte in der fremden Umgebung und bei dem dauernden ruhigen Stehen so langsam langweilig wurde. Ich habe ausgedient, dachte er, und schaute alle noch einmal an. Dann sagte er: „Ismael, zieh mir den Mantel aus und passe auf die Abrechnungen auf. Der Rottenführer meldet sich ab.“

DAS WEIHNACHTSHAUS
Weihnachten 2000

Es ist Zufall, dass ich bei der Besichtigung des Weihnachtshauses im Keller anfange, so, als ob es sich um eine ordentliche, disziplinierte und im Verlauf immer langweiligere Führung handeln würde. Doch der Keller ist der erste Weihnachtsraum, an den ich mich erinnere. Es war ein gewölbter, mit Lehm gestampfter, Keller, in dem auf der schmalen Rückseite die Äpfel in Holzhürden nach Sorten aufbewahrt wurden. Die Goldparmänen waren die ersten, die man bekam, noch vor Weihnachten waren die Luiken fällig und später – schon Ostern zu – da wurden die faltigen lederhäutigen gleichwohl noch sauren Boskops ausgeteilt. Weiter unten im Dunkeln hausten die Kartoffeln, aus denen schon ein farbloser abweisender Zauberwald spross. Der rechten Längsseite entlang waren in Reih und Glied die Mostfässer aufgereiht. Sie waren jetzt, als wir alle auf der gegenüberliegenden Seite wie aufgefädelt saßen, bereits ordentlich oben zugespundet, nachdem der Most aufgehört hatte zu gären und der weiße Schaum am Spundloch verschwunden war. Es war der letzte Akt der in jedem Jahr ganz wichtigen und existenziellen Arbeit. Was der Zentner Mostobst kostete, war ein verlässlicher Indikator der Geldentwicklung. Zwar suchte man so viel wie möglich aus den eigenen Äpfeln herauszupressen. Das reichte aber nirgendwo hin. Also hieß es für die Männer – und der Most war bei der Herstellung bis zur anschließenden Verwertung, sprich, dem Trinken, ausschließlich Männersache – also hieß es für die Männer mit den verschlagenen, sich dumm stellenden Bauern zu handeln. Der Groll, übervorteilt worden zu sein, pflanzte sich schon in uns Kinder ein. Wenn ich heute davon höre, dass die Bauern trotz Subventionen an einem Stück jammern, so gönne ich ihnen das. Denn bekanntlich haben sie im Krieg durch Schwarzschlachten so viele Perserteppiche zusammengerafft, dass sie die Kuhställe haben auslegen können. Sagte man damals. Glaube ich auch, obwohl ich noch niemals einen Perserteppich bei einem Bauern, geschweige denn in einem Kuhstall, gesehen habe. Alles das, was die Erwachsenen bewegte, erfuhren die wissbegierigen Kinder, während man im Keller zusammensaß. Denn was sollte man anderes tun,

als in dem feuchten düsteren Keller zu schwätzen. Nur ein kleines Elektrobirnchen, das an eine Autobatterie angeschlossen war, gab ein schwaches Lichtchen. Und selbst dieses Lichtchen wurde abgedunkelt durch einen vor das Kellerfenster geklebten Pappendeckel. Streng war es nämlich verboten, bei Fliegeralarm die Verdunklung zu missachten. Das erste Vorweihnachten, an das ich mich entsinne, war denn auch geprägt durch Fliegeralarm und das Sitzen im Keller. Vorausgegangen war, dass die Familie auf dem Balkon stand und nach Westen den feuerroten Abendhimmel anstarrte.

„Sie schmeißen Stuttgart zusammen", sagte der Vater resigniert und fuhr fort: „Uns trifft es ja nicht, aber beim Zurückfliegen können die Amis noch übrig gebliebene Bomben abladen." So war es denn auch. Gegenüber von uns hagelte es auf den Acker des Bauern Schurr Brandbomben. Die staken dann in der Erde wie ein noch nicht abgeerntetes Rübenfeld. Eine Bombe verirrte sich sogar zu uns und schlug in den Flur ein, explodierte aber nicht. Wie tausendmal später erzählt und gegenüber den Nachbarsbuben geprahlt, nahm der Vater die Bombe auf die Schaufel und mit einem heldischen „Herrgottsakrament": Draußen war sie! Herrlich, die Aufregung der Erwachsenen und herrlich vor allem deswegen, weil dieses Jahr der gefürchtete Nikolaus ausfiel. Gefürchtet deswegen, weil Knecht Ruprecht in Gestalt des Messners Anton einem mit der Rute nicht nur symbolisch eine rüberzog, wenn man im Gedichtaufsagen stecken blieb. Der Keller war ein vorweihnachtlicher Raum. Er atmete Zusammengehörigkeit und Erwartung. Von Weihnachten wurde gesprochen. Nicht von unserem, sondern dem an der Front. Die Erwachsenen erinnerten sich an das letzte Jahr. Im reichsdeutschen Rundfunk wurden zu Weihnachten die einzelnen Fronten abgerufen. „Wir rufen Murmansk, wir rufen Reykjavik, El Alamain, wir rufen Stalingrad!" Die Helden haben über Funk geantwortet. In grimmiger Kälte, in der Wacht des Vaterlandes, aber mit warmem Herzen und einem mit klammen Fingern selbst gebastelten Christbaum. Das rührte alle, vor allem die Mütter, zu Tränen. Denn der Onkel Ferdinand lag in Stalingrad. Vermisst. Der Keller blieb ein vorweihnachtlicher Raum. Trotz der verlogenen Heldenpropaganda, trotz des Glaubens, dass dort in dem tiefen Russland die Heimat verteidigt werde, trotz der echten Trauer. An Weihnachten wird vieles echt gefühlt, und zwar gerade das, was man später in anderer Zeit als peinliche Propaganda zurückdrängen möchte. Der

Widerspruch zwischen Vorstellung und Wirklichkeit macht den Kindern nichts aus. Im Keller waren nämlich auf dem Vorratsregal einige Blechbüchsen gelagert. Sie zeigten auf der Vorderseite eine braune Südseeschönheit mit Mandelaugen und trägerloser Bluse, wie sie dem Strand zuschlendert und auf dem Kopf in ihrem Korb Köstlichkeiten jongliert. Ich denke, es müssten Vanillestangerl oder Kokosbusserl gewesen sein, ein ganzer Korb voll. Die waren aber keinesfalls in der Blechkiste drin. Es waren – und das wusste ich – allenfalls ordinäre Bohnenkerne und gebrochene Erbsen. Und trotzdem: Die Schöne öffnete die Hoffnung auf ein Zauberreich, das Weihnachten heißen sollte.

Den zweiten Raum, den wir im Weihnachtshaus betreten, ist das sogenannte Herrenzimmer, das nur benutzt wurde, wenn hoher Besuch kam oder eben an Weihnachten. Die Kriegszeit war vorbei und wir stehen am Beginn des Wirtschaftswunders. In der Mitte prangte noch der ovale Kirschholztisch zum Ausziehen, eine echte Vorkriegsware. Nur das wunderschöne Deckfurnier wölbte sich an einer Seite auf und zwar wegen der „Ami-Menscher“. Die Amerikaner hatten nämlich das Haus zeitweise beschlagnahmt und die Ami-Menscher wussten nichts Besseres, als auf dem schönen Vorkriegstisch zu bügeln. Die Käthe, unser früheres Dienstmädchen, gehörte auch dazu. Sie schwänzelte mit ihren Ami-Nylons, Zigarette im Mund, um das Haus, als ob es ihr gehörte. Mit dem Feind sich einzulassen, auch mit einem ehemaligen, blieb nach Ansicht der Leute immer noch Verrat am Vaterland, zumal die Ami-Menscher offenbar sonst noch etwas ganz Schreckliches trieben. Was das war, begriff ich damals noch nicht. Aber das war ja alles vergangen. Die Ordnung war wieder eingekehrt und jeder stand wieder an dem Platz, der ihm gebührte. Von all den Kommunisten, die ehrliche Bürger in den Spruchkammern schikanierten, einschließlich der Ami-Menscher, war nichts mehr zu sehen. Ordnung und Disziplin waren deutsche Tugenden. Sie hatte man über den Krieg herübergerettet. So war denn Weihnachten wieder das, was es früher schon war: Eine deutsche Weihnacht mit Tannenbaum und Lichterglanz, mit holder Knabe im lockigen Haar und Feier im engsten Familienkreis. Nicht auszudenken, dass diese Feier ein Außenstehender, sagen wir einmal ein Flüchtling, die damaligen Ausländer, hätte stören dürfen.

Es war ein festlich erleuchteter Weihnachtsraum, der jetzt eröffnet wurde, eben zur Feier des Heiligen Abends. Auch die Buben haben in Krawatte und Anzug, mit frischem kurzen Haarschnitt, dazustehen, und sich durch die Weihnachtslieder durchzuquälen. Mutter am Klavier, Vater mit brünstigem Timbre und Blick geradeaus zum Christbaum. Von den fetten Würsten, von den ordinären Braten der ersten Wohlstandsjahre war man in der Zwischenzeit abgekommen. Arriviert geworden, gelüstete es die Erwachsenen nach etwas Feinerem. Das hatte man denn auch. Denn es war Brauch, dass die Geschäftsfreunde einander zu Weihnachten mit sogenannten Geschenkkörben – besser: Fresskörben – bedachten. Sah man in den ersten Jahren dort noch Büchsen mit Leber- und Griebenwurst, stachen sich die Gönner bald aus mit Lachsschinken, Froschschenkeln in Bierteig, Schildkrötensuppe und echter französischer Gänseleberpastete. Gereicht wurde ein lieblicher Moselwein, Liebfrauenmilch mit Namen. Der Anlass des Festes wurde dann anderntags am ersten Feiertag im Rahmen eines opulenten Hochamtes zelebriert, vorzugsweise mit Mozart oder Haydn. Ich weiß nicht, warum wir uns damals so irrsinnig auf Weihnachten gefreut haben, auf die herrliche Weihnachtsbäckerei, von der es in der Adventszeit nur hin und wieder ein Stückchen gab, auf den Ausbau der Märklin-Eisenbahn und die im Backofen schmurgelnde braune Weihnachtsgans. Denn die Wirklichkeit war hochfestliche Starre. Den blöden Christbaum anzusingen, die Kopfnüsse, weil man den jüngeren Bruder von der Eisenbahn weggejagt hatte, das dauernde In-die-Kirche-gehen; zu guter Letzt der langweilige Großelternbesuch. Und erst der zweite Weihnachtsfeiertag! – Die protestantischen Kumpel durften bereits wieder Fußballspielen oder gar schon zum Skifahren gehen. Bei uns, den Katholischen, hieß es wieder in die Kirche gehen, zu Hause still zu sein, nicht zu streiten, weil der Vater unentwegt aus dem Radio Chorgesang hörte, bis man schließlich zu dem unsäglichen Familienspaziergang am Stephanstag aufbrach. Ja, warum freute man sich jedes Jahr so darauf? – Weil man sich – und das fällt mir jetzt erst auf – an die Vorfreude erinnerte, an die nicht Wirklichkeit gewordene Phantasie. Im Keller damals war es die Südseeschönheit, die aus dem Palmenwald zum Strand auf dem Kopf Köstlichkeiten jonglierte; hier in diesem Weihnachtsraum war es der Traum ungetrübter Freiheit, frei von Schulzwängen, Klassenarbeiten, frei von Zeugnisbangen und alles inmitten grenzenloser Erfüllung aller Wünsche. Es war ein Weihnachtstraum, in dem ein strenges tradiertes Ritual alljährlich

gleich vollzogen wurde, abgeschlossen von irgendwelchen störenden Elementen wie beispielsweise Teilen der Verwandtschaft, mit denen man wegen des Erbes Händel hatte und an denen man deswegen sprach- und grußlos vorbeiging. Das war für uns – wie soll ich sagen – eine vorgegebene Welt. Weihnachten erschien in einer Weise wie eine neue Jahreszeit, wie die Sonne, die jeden Tag im Osten aufgeht: Mit nie endend scheinender Gleichmäßigkeit. Umso erschütternder war es, als eines Heiligen Abends der Vater über die Tante Irene loszog und zu allen Schandtaten hinsichtlich des unrechtmäßig erworbenen Erbes noch eröffnete: „Sie hat zu Weihnachten nicht einmal einen Christbaum!“ Das war für uns Kinder so, als stürze sie sich absichtlich in einen Höllenschlund. Und der Vater setzte noch eins drauf und sagte: „Das Luder lässt sich einmal verbrennen. Recht so. Dem Teufel ist eine gebratene Gans natürlich am liebsten!“ Und ich sah die Tante Irene schmurgelnd und braun im Backofen wie unsere Weihnachtsgans. Oh Gott, wie konnte angesichts dieser nie wieder gutzumachenden Sünde die Hölle schrecklich sein.

Den nun folgenden Raum wollte ich wie den jetzt verlassenen ausstatten: Mittendrin ein Christbaum mit Lametta eingeschneit, die Zweige mit bunten Glasperlen und Kugeln verbunden; viele, viele Kerzen und ein silberschimmernder Spitz als Abschluss. So war es auch. Nur jetzt war ich der Vater, der versuchte, die pubertierenden Kinder anzuspornen, indem ich immer lauter und verdrießlicher den Christbaum mit „Oh du fröhliche“ ansang. Der aufsässige Nachwuchs stand gelangweilt hinter mir, ließ die Schultern hängen, schaute demonstrativ zur Seite und kräuselte hin und wieder halblebig die Lippen, Gesang andeutend. Das Vorflöten fiel ganz aus. Angeblich ist die Flöte nach der Musikstunde aus Versehen in die Enz gefallen. Das sollte Weihnachtsfreude sein? – Und angezogen waren sie! Das Fräulein Tochter trat in verschiedenfarbigen Socken auf, die Buben hatten mehrere Schichten T-Shirts undefinierbarer Farben und in unterschiedlicher Länge angelegt, getauscht wahrscheinlich mit Gleichgesinnten. Die langen Mähnen waren Hennarot gefärbt und mit der Brennschere nach außen gedreht. Wie konnte dies soweit kommen, fragte ich mich nach der Feier, als die ganze Bande bereits zum Weihnachtsrock abgezogen war? Wie konnte dieses so weit kommen, wo doch vor wenigen Jahren die Gleichen so süße Kinderchen waren. Mit weißen Strümpfchen und Lackschuhen, zum Fest herausgeputzt; glänzende Äuglein, hüpfend vor

Erwartung, selig, die Plüschbärchen im Arm haltend? – Und jetzt? Das hätten die bei meinem Vater anstellen dürfen! Der hätte vielleicht durchgegriffen!

Aber heute? Wer hört noch auf mich? – Ich sehe schon kommen: nächstes Jahr steht statt dem Christbaum ein Moped da und im Weihnachtsraum riecht es nach Marihuana! War das denn damals wirklich so? – Oder war es nicht vielmehr ein Vexierbild, das ein frustrierter Erziehungsberechtigter seinerzeit aus allen möglichen Versatzstücken zusammenreimte? – Heute sieht dieser Raum ganz anders aus. Heute sehe ich die Heranwachsenden mit mitfühlendem Blick und gleicher aufsässiger Haltung. Ich sehe den damaligen Vater, der bei allem Neuen und Ungewohnten den Verdacht hatte, es werde einmal böse enden und der sich an einer Welt festhalten wollte, die es nicht mehr gab. Was heißt hier die frühere Innerlichkeit? – Davon ist von den Wänden früherer Weihnachtsträume auch schon viel abgeblättert.

Ein Raum, der so gar nichts hergibt und gleichwohl so viele Jahre durchlitten wurde, soll nicht verschwiegen werden: Der Raum, in dem Weihnachten erscheint wie das Jüngste Gericht. In seiner furchtbaren Auswirkung sieht man es schon Wochen zuvor und je schrecklicher es erscheint, desto schneller treibt man diesem – alles aufsaugenden – schwarzen Loch zu. Weihnachten ist die Deadline, wo alles, alles noch erledigt werden muss. Habe ich alle Formalien für den anstehenden Prozess geprüft, sind keine Fristen versäumt? – Ach, ich weiß es nicht, habe keine Zeit zum Nachschauen. Die Banken zerren einen noch zu peinlichen Besprechungen. Die Verträge sollen zum Abschluss kommen und wurden wegen des Telefonterrors noch nicht einmal angefangen. Ich ahne Drohendes. Und richtig: Genau jetzt erhebt das lang Versäumte sein schreckliches Haupt. Gelingt es, einen Kopf dieser modernen Hydra abzuschlagen, wachsen sieben neue Plagen nach, einschließlich einer Haftpflichtforderung. Alles fragt, drängt, mahnt und droht: Die Prozessgegner, die Gerichte, voran natürlich die eigene Klientelschaft. Und was passiert dann an diesem schrecklichen Tag, den sie Weihnachten nennen? – Nichts, gar nichts! Das Fest liegt da, leer, wüst, öde, ausgebrannt. Die Kinder bedrängen mich, noch einmal die Geschichte vom weißen Hai zu erzählen, die ich so gut kann. Aber ich dränge sie unwirsch, erschöpft beiseite und verspreche sie

auf später. Die Geschichte vom weißen Hai bleibt in diesem Raum unerzählt. Später, in einem anderen Raum, da könnte ich. Doch dort will niemand mehr den weißen Hai hören.

Zum nächsten Raum komme ich noch rechtzeitig. Vor dem festlichen Weihnachtsdinner fand noch ein zwangloser Stehempfang statt. Die Herren im edlen Smokingschwarz. Die Damen hatten vorwiegend Paillettenbesäumtes an. Nein, das war letztes Jahr. Heuer ist kurz, lässig, jugendlich mit Leopardenmuster angesagt. Oder täusche ich mich? Ist nicht gerade Schlangenimitation und nach langen Jahren Greenpeace wieder echter Pelz in Mode? – Ich weiß es nicht so richtig. Ist ja auch egal. Sicher weiß ich, dass die Begrüßung der Damen einigermaßen beschwerlich vonstatten ging. In der einen Hand das Champagnerglas, in der anderen das *amuse-gueule*. Da durfte es beim Bussi-Bussi kein Unglück geben. Man kannte sich, man begrüßte sich und war sicher, niemand von anderer Couleur zu treffen. Und man wusste interessante Themen. So summte dieser ganze Weihnachtsraum wie ein überdimensionaler Bienenstand.

„Sie haben ganz recht, Herr Doktor", bemerkte die Frau des Geschäftsführers – „Das ist kein Weihnachten mehr. Dieser ganze amerikanisierte Zirkus, dieses nur auf das Geschäft abgestellte, monatelang schon vor dem Fest einsetzende Gedudle, denken Sie, ich habe schon Anfang Oktober Nikoläuse ausgestellt gesehen, mit Weihnachtsglocken! Wo, so frage ich, wo bleibt da die Kultur, die deutsche Kultur? Wo bleibt der vorweihnachtliche Geist, das Adveniat, die Zeit der Stille der Vorbereitung der Sammlung? – Die Pfarrer selbst werden überdrüssig, die Heilige Nacht zu feiern. Weihnachten, so sagen die modernen Herren, gäbe theologisch nichts her. Ach, wenn ich an früher denke!" Da hätte ich etwas zu erzählen gewusst von den Bombennächten im Keller und von der dekorierten Südseeschönen auf der Blechschachtel. Nur die Frau des Geschäftsführers und auch die anderen Damen wollten das nicht hören. Ihre Intelligenz konnten sie nur sprechend beweisen. Also fuhr die Frau des Geschäftsführers fort: „Ich muss ja zufrieden sein, meine Jüngste ist jetzt auch verheiratet, gut situiert. Der Schwiegersohn auch aus sehr gutem Hause. Und mein Ältester, der hatte gerade mit Auszeichnung ... für hervorragenden ... wird in Amerika ... ist ja heute für uns gänzlich unvorstellbar, wenn man denkt..." Die Gespräche verschwimmen, die

Anwesenden verschwimmen, die Jahre verschwimmen. Kann man nicht einen anderen Raum, in einen neuen Weihnachtsraum treten?

Ja man kann! Wenn man nur will, wenn die Tat die Veränderung umschließt. Schimmlig und muffig werden die Weihnachtsräume nur, wenn man die Zeit nicht erkennt, die gebietet, aufzubrechen in einen weiteren Raum, um dort den Zauber eines neuen Anfangs zu erleben. Es bedarf keines schweren Bündels, um den jetzt gegenwärtigen Weihnachtsraum auszufüllen. Vielleicht wäre es einmal eine Idee, diesen Raum mit nichts zu gestalten, einfach warten, wie er sich ausfüllt. Und vielleicht wäre es einmal eine Idee, fern von gemütlicher Weihnachtsbaumseligkeit sich des Sinns, des Ursprungs zu besinnen. Nachzusinnen über den göttlichen Funken, der in einem Kind geboren wurde vor 2000 Jahren und sich gottgleich im Laufe des folgenden Lebens ausgeweitet hat. Nachzusinnen, dass auch wir selbst den göttlichen Funken in uns eingepflanzt bekamen. Glüht dieser Funke noch, so wird man auf einmal gewahr, dass die durchschrittenen Weihnachtsräume nicht dahingeschwundene Vergangenheit sind. Die Räume fügen sich zu einer Architektur, zu einem Haus, zum Weihnachtshaus zusammen. Aus allen Räumen tönt noch der Widerhall eines vielstimmigen Konzerts. Dringt man weiter ein, erkennt man, dass jede Aufführung des Stücks zwar die Grundmelodie behält, in seiner Ausführung aber stets anders klingt. Was früher vergessen, oftmals auch peinlich unterdrückt, anderes als wertlos beiseite geworfen: Plötzlich heben sich deren Stimmen, ja ganze Räume tun sich auf oder verschwinden, um irgendwann in neuer Orchestrierung wieder aufzuerstehen. Das Leben scheint einem wie in der modernen Physik: Ob etwas ein Teilchen oder eine Welle ist, hängt von der Sicht des Betrachters ab. Die Wahrheit ist relativ. Also wird heute entschieden über das Vergangene: Die kindliche Blechbüchsenschöne ist jetzt wichtiger als der Glanz des Arrivierten, mit aufsässigen Kindern ist man gegen den damaligen Vater solidarischer denn je. Wie seltsam: Dass man gerade an Weihnachten dieses ganze Orchester zum Klingen bringen will. In manchen Jahren gerät es zuweilen nur blechern und flach; doch beim Auffinden neuer Räume tönt es auf zu seiner Symphonie mit des Lebens ganzer Fülle, einer Symphonie, von der man aber auch weiß, dass sie einmal enden wird und dass der letzte Akkord aus einem Raum schallt, von dessen Bezirk kein Wanderer wiederkehrt.

DAS TRIBUNAL GEGEN DEN TETRARCHEN HERODES
Weihnachten 2001

Es war nicht schwierig, Herrn Schlichte, Amtsgerichtsrat in Ruhe, dazu zu bringen, an diesem Projekt mitzumachen. Natürlich konnte er sich wie Zeit seines Lebens zu nichts entscheiden. Er stimmte also weder zu, noch konnte er sich dazu durchringen, abzulehnen. Die Dinge nahmen eben ihren Lauf und so wie sie sind, waren sie hinzunehmen. Das Schicksal also selbst schwemmte den ehemaligen Amtsgerichtsrat auf den Stuhl des Vorsitzenden im Tribunal gegen den Tetrarchen Herodes. Doktor Antonio Ludovico Belli, ein die Regungen der Menschen intuitiv erfühlender ehemaliger Strafverteidiger, hatte alles fein eingefädelt. Sicher: Sein Stern war untergegangen und sein Ruhm konservierte sich nur in vergilbten Zeitungsausschnitten, die er sorgsam hütete. Niemand interessierte sich mehr für die längst vergangenen Schlachten mit Ausnahme der ihn im Heim betreuenden Nonnen. Sie überlief eine fromme Gänsehaut, wenn sie von den Abscheulichkeiten hörten, die in bunten Farben und mit Zeitungsdokumenten von Doktor Belli ausgebreitet wurden. Kein Zweifel: Doktor Belli übte auf die frommen Schwestern einen sinnlichen Reiz aus. Hier einen Mann zu sehen, der mit Teufeln im Bunde stand, der in das Innerste der Schlächter, Räuber, Vergewaltiger geschaut hatte, der dann aus dieser Hölle aufgetaucht war und nun leibhaftig vor ihnen stand: Das jagte lustvolle Schauer ein. Gewiss, die Jahre hatten den Doktor verhutzelt gemacht und die Sinnlichkeit, die er jetzt ausströmte, war fern von allen fleischlichen und unziemlichen Begierden. Das mochten die guten Nonnen: Einen erkalteten Vulkan, dessen Feuer längst erloschen war, aber doch einen Vulkan, dessen Magma im Innern die Phantasie und nur die Phantasie anzuheizen vermochte. Die Ahnung einer überwältigenden, unwiderstehlichen gewissenlosen Männlichkeit hatte sich lediglich noch im schwachen Duft nach Havanna, Chivas Regal und dem Wurzelholzinterieur eines neuen Jaguars erhalten. Doktor Antonio Ludovico Belli – er unterschrieb auch in seinen besten Zeiten immer mit dem Vornamen und ausgeschriebenem Doktor, so hinreißend fand er sich – Doktor Antonio Ludovico Belli, ehemaliger Starstrafverteidiger, liebte das Heim. Es gab ihm

das, was ihm immer das Höchste war: Anerkennung, Bewunderung und Zuhörerschafe. Ihm waren in seiner Laufbahn die Richter, die Staatsanwälte egal und erst recht die von ihm vertretenen Angeklagten. Ob diese freigesprochen oder verurteilt wurden: Hauptsache war, er stand im Mittelpunkt, das Publikum lauschte, mauloffen, seinen Angriffen und die Presse multiplizierte mit Bild die von ihm angefachten Skandale. Nein, dieses Feuer hatte er – alt geworden – nicht mehr. Aber wie ein abgetakelter Schauspieler scheute der Doktor sich nicht, auf niedrigeres Niveau herunterzusteigen, sozusagen von der Bühne auf ein Brettergeviert, wenn nur Zuhörer da waren und seien es die einfältigen frommen Nonnen. So gab es für ihn gar kein Besinnen, als Schwester Kasta ihn demütig anging, ob er nicht zur Freude des ganzen Hospizes eine Weihnachtsgeschichte ersinnen und möglicherweise aufführen wollte.

»Sie haben doch einmal gesagt«, fuhr sie errötend fort, ein Jurist könne alles, bis hin zu kleineren Operationen ohne Betäubung.« Sein Zögern war nur eitles Sich-Zieren und sollte nur größere Begierde entfachen. Wie sie sich denn, gute Schwester Kasta, das vorstelle? – Soll er etwa den heiligen Joseph spielen und Kollege Schlichte die Maria oder besser das Jesuskind? – Konnte sie sich denn vorstellen, dass ihr ganzer Konvent sich als Engel mit weißen Hängekleidchen und blau irisierenden Flügeln in das Spiel einbringen werde? – Schließlich, so bemerkte der Doktor süffisant an, sind die Schwestern doch allemal nicht mehr die Jüngsten. »Ach, Sie müssen das schaffen! Wenn einer es fertigbringt, dann sind Sie das«, hauchte Schwester Kasta. Wie oft hatte er das gehört! Von verzweifelten Angeklagten, den Angehörigen von Sträflingen, die auf Gnade hofften. Er, Doktor Antonio Ludovico Belli, der Herrscher über Leben und Tod. Dieser herrliche Schauer der Einmaligkeit, der Unentbehrlichkeit: Er stellte sich auch heute ein. Und schemenhaft fiel ihm auch sofort der Titel des Spektakulums ein. Er hatte – ach lang ist es her – in Berlin ein Theaterstück gesehen, das damals einen ungeheuren Skandal verursacht hatte. Es war von Peter Weiss: Die Verfolgung und Ermordung Jean Paul Marats, dargestellt durch die Schauspielergruppe des Hospizes zu Charenton unter Anleitung des Herrn De Sade. Passte man diesen barocken Titel an, so musste das Thema lauten: Das Tribunal gegen den Tetrarchen Herodes, ersonnen und dargestellt von den juristischen Insassen des Hospizes St. Paragraf unter Anleitung des Doktor Antonio Ludovico Belli. Wie sich das anhörte! So nach geschlossener

Irrenanstalt, nach dem Schreien Schizophrener in Zwangsjacken, dem dumpfen Geblubbere von Neurotikern. Ach Doktor Belli kam sich schon bei dem Gedanken vor wie Jack Nicholson in dem Film: „Einer flog über das Kuckucksnest“.

Damals in der Berliner Aufführung fand das Spiel in der Badestube des Hospizes statt. Der eigentliche Skandal war: Der Hauptdarsteller, eben Jean Paul Marat, saß die ganze Zeit über erkrankt an ekliger Krätze nackt in einem Badezuber. Er, Doktor Antonio Ludovico, an Krätze erkrankt? – Wohl kaum. Und nackt? – Skandal hin, Skandal her: Aber wenn schon ein Skandal, dann bitte im Anzug von Giorgio Armani! Also fiel das schon einmal weg und – ich nehme das vorweg – leider auch der Zusatz: »Unter Anleitung des Doktor Antonio Ludovico Belli.« Er musste Tribut zollen der Eitelkeit seiner mitspielenden Kollegen, weil diese – wie Juristen nun einmal sind – durch Heraushebung seiner Person sich hintangestellt fühlten und mit Spielverweigerung drohten. Es half auch nicht, dass Doktor
Belli darauf hinwies, dass alles nur Spiel war und nichts der Wahrheit entsprach. Keiner war Insasse, sie wurden als »Freigänger« sozusagen nur von Schwestern betreut. Und das eigentliche Hospiz war natürlich auch keine Irrenanstalt. Der Grundgedanke des Spiels war: Nicht ein papierenes Drehbuch zu schreiben und es dann auswendig zu lernen. Vielmehr war vorgesehen nur der dürre biblische Bericht und der geschichtliche Kontext. Das Spiel, besser das Verfahren, sollte aus sich selbst entstehen mit
durchaus ungewissem Ausgang. Die Geschworenen waren der gesamte Schwesternkonvent und wie es der Zufall so wollte, sie waren zusammen mit der Mutter Oberin geradewegs zwölf.

Mit dem Kollegen Schlichte glaubte der Doktor auch einen guten Griff gemacht zu haben. Er hatte zwar beruflich mit Schlichte nichts zu tun, weil dieser vom ersten Tage seiner Laufbahn bis zu seinem letzten immer am Amtsgericht Zivilsachen verhandelt hatte. Nie zog Schlichte irgendwo andershin, nie eckte er an, nie wurde er befördert. Es ging sogar das Gerücht, Schlichte habe nie eine Entscheidung getroffen. Und doch erledigten sich die Fälle. Jeden Donnerstag verhandelte Schlichte so acht oder neun Prozesse und geladen wurden die Parteien ab 8.45 Uhr im Viertelstundentakt.

Die jüngeren Heißsporne von Anwälten glaubten anfangs in ihm den idealen Richter zu suchen. Nie unterbrach er ihre Suada, mochte sie noch so abwegig sein. Ja, erschien sogar ganz intensiv und zustimmend zuzuhören. Gewiss verstärkte sich dieser Eindruck dadurch, dass er in Folge seiner Kurzsichtigkeit eine Brille mit extrem dicken Gläsern trug, die die Augen vergrößerten und herausquellen ließen wie bei einem Frosch kurz vor der Begattung. Dadurch kam irgendwie der Eindruck zustande, als sei er, Schlichte, tief erstaunt, ja sogar beeindruckt von dem wortreich dargestellten Schicksal. Schließlich lächelte er immer und unterbrach nie, ja nickte gelegentlich sogar zustimmend. Fatal war nur, dass, wenn der Gegner sich weitschweifig mit einem falschen Sachverhalt und rechtlich unmöglichen Unterstellungen ausließ, Schlichte gleichermaßen erstaunt und beeindruckt war, was zur Folge hatte, dass man durch präzisere und den Hintergrund ausleuchtendere Plädoyers Schlichte wieder herüberzuziehen versuchte. Was auch gelang. Nur dem Gegner eben auch.

In der Zwischenzeit rückten die nächsten Parteien mit ihren Anwälten nach, die übernächsten und die überübernächsten bevölkerten den Gerichtssaal und immer wollte der erste Fall noch nicht ausgehen. Die Mandanten wurden nervöser und aggressiver in unmittelbarem Angesicht der unverschämten Gegner und die Anwälte flatterten verärgert mit ihren Roben. Der ganze Tag ist kaputt und die Klienten glaubten das Recht zu haben, zum x-ten Mal ihre Lebensgeschichte zu erzählen. Die unwirschen Fragen, wann sie endlich dran seien, konnte Richter Schlichte mit anteilnehmenden Augen nachfühlen. »Nur jeder Streitstoff musste erschöpft werden«, bedauerte er mit großen Augen. Die verhandelnden Anwälte merkten, dass in dem Gesumme und Gerede kein Mensch sie verstehen könnte und baten um Schriftsatzrecht. Natürlich gewährt von Richter Schlichte, weiträumig sogar, für den Kläger zwei Monate und um nicht ungerecht zu sein, für den Beklagten auch zwei Monate mit anschließen dem Replizierungsrecht. Nur wenn man dann nach einem halben Jahr wieder anreiste, waren die Akten zwar dicker, aber die Situation war eben dieselbe wie in der ersten Sitzung und würde in der nächsten Sitzung sich klonenhaft wiederholen.

Also fragte der Klägervertreter entnervt, wann eigentlich der Richter sich zu entscheiden gedenke. Das sei sehr schwer vorauszusagen, entgegnete

Richter Schlichte voller Anteteilnahme. Denn die ungeklärten Fragen häuften sich für ihn. Nach seiner vorläufigen Einschätzung – und es schien als habe Schlichte mit rotgeränderten Augen hierüber nächtelang gerungen – nach seiner vorläufigen Einschätzung rate er aber dazu, sich in der Mitte zu treffen. »Nie und nimmer«, empörte sich der Klägervertreter und hob zu einem halbstündigen Plädoyer an. Schlichte hörte beeindruckt zu
und deutete Verständnis an. Bei der Ablehnung des Beklagtenvertreters verfuhr er aber in gleicher Weise. »Der Richter versteht uns«, maulten die Mandanten, »aber Sie, Herr Rechtsanwalt, sollten dies ihm ausführlicher schreiben«! Hart gesottene Erbrechtsstreithähne hätten mit wachsender Erbitterung so bis zum jüngsten Tag weitergemacht, und Schlichte hätte Verständnis dafür gezeigt. Nur die Anwälte, angesichts der vielen verschwendeten Stunden und angesichts der Kosten, die das Honorar zu überschreiten drohten, knüppelten ihren Mandanten letztlich zum Vergleich. Schlichte hatte einen Fall weniger und gleichzeitig für die Regulierung der künftigen Prozesse gesorgt. Von den Anwälten, die dieses Verfahren schon durchlitten hatten, war er nur als „Schlichte-Mitte“ bekannt. Ergab sich die Zuständigkeit von Schlichte-Mitte, so konnte man gleich die Mitte wählen oder – was neuerdings im Schwange war – Mediation betreiben. Schlichte -Mitte betrachtete die Abwanderung der Fälle staunend, aber unbeteiligt, mit vergrößerten Augen.

Diesen brauchte der Doktor als Vorsitzenden. Er selbst, Doktor Belli, trat natürlich in der Rolle des Verteidigers auf. Er hatte gar kein Interesse an einer Entscheidung, nur auftreten wollte er, ungehindert auftreten und Schlichte-Mitte schien ihm der Gewährsmann dafür. An einem leibhaftigen Staatsanwalt fehlte es im Heim. Somit musste dieser Part von dem Notar im Ruhestand Schmitz-Emsland wahrgenommen werden. Der freute sich darauf, einmal Staatsanwalt zu spielen. In Notarkreisen herrschte die Meinung vor, Staatsanwälte seien die Holzhämmer der Justiz und fundierte Rechtskenntnisse seien für diese Haudrauf's eher hinderlich bei der Beförderung. Trotzdem schlüpfte Schmitz-Emsland gerne in die Rolle. Am liebsten hätte er sich bei seinem Plädoyer auf die bluttriefenden Schwerter gestützt, mit denen die Kinder in Bethlehem aufgespießt worden waren. So, nun hatte man die Grundausstattung beieinander und konnte mit dem ersten Durchlauf beginnen. Die Jury in Gestalt des Nonnenkonvents saß rechts auf ihren Kirchenbänken. Erhoben auf einem Podest thronte

Schlichte-Mitte und zu Füßen des Vorsitzenden nahmen der Staatsanwalt links, der Verteidiger rechts Platz. Das übrige Personal wie Angeklagter und Zeugen, so die Regie, werde sich noch finden. Also begann Schlichte-Mitte mit dem Aufruf zur Sache mit unbeteiligter Stimme wie bei einem Mietprozess. Es war die Rechtssache gegen Herodes Antipas, Vierfürst von Galiläa, wegen versuchten Mordes u.a.. Schlichte-Mitte wollte gerade dem Staatsanwalt das Wort für die Verlesung der Anklage geben, da spritzte Doktor Antonio Ludovico Belli auf und begehrte eine Erklärung. Er, so Doktor Belli, beantrage die Einstellung des Verfahrens gegen seinen Mandanten und zwar, weil hier eine
Vorverurteilung bereits beim Evangelisten Lukas stattgefunden habe. Dessen Bericht werde als Wort Gottes ausgelegt, folglich habe sein Mandant keine Chance eines fairen Prozesses; zweitens sei die Jury insgesamt befangen, weil diese bekanntermaßen dieser Glaubensrichtung anhinge und drittens sei das Vergehen, so sein Mandant es begangen habe, was er mit Nichtwissen bestreite, längst verjährt.

»Gottesmord verjährt nicht!« unterbrach der Staatsanwalt Herrn Doktor Belli.

»Gottesmord?« – krähte Belli pathetisch. »Wurde diesem Kind ein Haar gekrümmt?«– Und wenn es je stimmte, dass man es hier mit einem neuen Gott zu tun hätte, so sei dieser unangreifbar, wie sich aus der biblischen Geschichte ergebe. Immer wenn es kitzlig geworden sei, hätten irgendwelche Geister – Engel genannt – eingegriffen und den Dingen eine unnatürliche Wendung gegeben. Ein Engel sei Maria erschienen und habe die Jungferngeburt eingeleitet; dem heiligen Joseph habe ein Engel geboten, sich mit dem voraussehbaren Kindermord durch Flucht nach Ägypten zu entziehen und die Heiligen Drei Könige seien durch einen Engel gewarnt worden, nicht zurück zu seinem Klienten zu gehen. »Strafrechtlich gesehen«, so dozierte Belli, »handle es sich um einen Versuch am untauglichen Objekt.« »Aber reale Morde, verehrter Herr Kollege«, replizierte Schmitz-Emsland, »das waren doch sicher die an den Säuglingen in Bethlehem. Realer Mord und zwar aus niedrigen, weil sexistischen, Motiven war der an dem Heiligen Johannes. Bekanntlich lieferte ihr Herr Auftraggeber den Kopf des Heiligen auf einem Silbertablett seiner Stieftochter Salome aus für deren Schleiertanz. Und was den Antrag in Bezug auf unsere Schwestern

anlangt, so finde ich Ihre Aussagen, verehrter Herr Kollege, albern! Wir wollen hier ein Spiel um das weihnachtliche Geschehen machen und keinen Menschen interessieren die Verfahrenstricks aus der Mottenkiste eines ehemaligen Strafverteidigers.«

»Herr Schmitz-Emsland«, empörte sich Belli pathetisch mit raumgreifendem Armschwenken, »wir wollen hier in der Tat ein Spiel aufführen, aber eines mit Niveau und eines, das der Praxis entspricht. Ansonsten kann von mir aus das Engelwerk ein süßliches Hirtenspiel mit Ochs, Esel und Engelchören darstellen, aber dann ohne mich! Daher noch einmal zu unserem Antrag: Die Jury ist voreingenommen. Nicht nur das: Hier trifft sich fanatischer Glaube mit Ausübung von Macht. Und diese Mischung hat – weil kein Hemmungsmechanismus mehr besteht – Ströme von Blut, abartigste Grausamkeiten, nicht beendbare, weil heilige Kriege hervorgerufen. « Niemand hatte die ehrwürdige Mutter Oberin aufstehen sehen, so blitzartig und geräuschlos musste es geschehen sein. Nun stand sie aber da: Eine schwarze ehrfurchtgebietende Säule. »Herr Belli«, so wandte sie sich schmallippig an den Doktor, »ich unterbreche hiermit das Spiel. Im letzten Jahrhundert war es schick, Gott überhaupt zu leugnen und die an Gottes Gebot Glaubenden als ungebildete hinterwäldlerische Bergbauern zu betrachten. Heute beliebt man, die biblischen Offenbarungen mit allerlei Abartigkeiten zu begleiten. Tabubruch wird also als Mutprobe ausgegeben. So wird Jesus teilweise als schwul, dann als Frau dargestellt, das Publikum erregt sich an Fehltritten von Geistlichen. Wir als Glaubensgemeinschaft werden in die Nähe von verklemmten Extremistinnen und Fanatikerinnen gestellt. Das mag draußen so zugehen. Nur eines: Hier nicht, nicht innerhalb dieser Mauern! Merken Sie sich das ein für allemal und verhalten Sie sich danach, Herr Belli.« Blitzartig geräuschlos saß die ehrwürdige Mutter Oberin wieder mit dem entschlossenen Gesicht wie der Engel, der seinerzeit mit feurigem Schwert am Paradiesestor stand. Doktor Belli liebte die scharfe Auseinandersetzung. Was ihn allerdings aufbrachte, war die persönliche Herabsetzung. »Belli« sagte die Oberin, »einfach Belli«! War er ein Hund oder ein Doktor? Er hätte sie niederbürsten können mit dem Hinweis, dass Mitglieder der Jury sich nicht zu äußern haben und dass er den Antrag stelle, bei Zuwiderhandlung im Wiederholungsfall Zwangsmaßnahmen anzuwenden. Doch ehrlich gesagt fürchtete er sich vor der steinernen, glaubensstarken, Debatten abwürgenden Macht. Er war daher froh, dass

Schlichte-Mitte eingriff und erklärte, alles werde sorgfältig geprüft, jedoch die Einwendungen vorläufig ausgesetzt und mit Rücksicht auf eine eventuelle spätere Erledigung von selbst im unterstellten Einverständnis aller Parteien zunächst nicht in das Protokoll aufgenommen. Der Ankläger hatte wiederum das Wort und wandte sich an das Tribunal. »Ich nehme zur Kenntnis, dass die Anklage nur wegen versuchten Gottesmordes zugelassen wurde, nicht hingegen wegen der Tötung von einer im Einzelnen nicht mehr feststellbaren Zahl von Säuglingen in Bethlehem sowie anderer Scheußlichkeiten und zwar wegen Eintritts der Verjährung. Das heißt aber nicht, dass diese Delikte damit vom Tisch sind. Vielmehr ist ihre Aufdeckung zur Charakterisierung des Angeklagten geboten. Man muss sich das vorstellen: Da kommen Drei völlig unbekannte Menschen nach Jerusalem, geben sich als Sterndeuter aus und behaupten, auf der Spur des zukünftigen Messias zu sein. Aus damaliger Sicht – ich bitte das, Schwester Oberin, zu berücksichtigen – schien das eher unwahrscheinlich.

Wenn das heute so geschähe, nähme das wohl niemand ernst. Gut, der Angeklagte behauptet, er habe das ernst genommen. Er rechnete also damit, dass es sich bei dem Neugeborenen um den künftigen Messias handeln könnte. Er selbst war Jude, er glaubte an Jahwe und an den künftigen Messias. Rechnete er damit, ihn auszurotten, so handelte er mit dolus eventualis, also bedingtem Vorsatz. Folglich geht es nicht um eine gewöhnliche Tötung, sondern aus der Sicht des Angeklagten um die Tötung seines eigenen Gottes, und zwar um des Erhalts seiner eigenen Macht willen. Die Verteidigung mag einwenden, Herodes habe eine schwere Jugend gehabt, Gewalt sei an der Tagesordnung gewesen, man habe unter einer Besatzungsmacht gelitten. Alles das verdrängt aber die Fakten nicht: Er wollte seinen eigenen Gott aufspießen lassen!« Alles wartete auf eine scharfe Replik Doktor Bellis. Doch der rief den Zeugen Pontius Pilatus auf. Diesen mimte der Verwaltungsdirektor des Hospizes, auch ein Jurist. Doktor Belli hoffte, hier den richtigen Mann gefunden zu haben: Obrigkeitshörig, paragraphentreu und erfahren im Ablehnen von Anträgen.

»Sie heißen Pontius Pilatus, waren zur Tatzeit Landpfleger von Judäa und römischer Nationalität?«
»Das stimmt. «

»Einer ihrer Vierfürsten, Tetrarch genannt, war der hiesige Angeklagte Herodes. Haben Sie Kenntnis von den angeblich von Herodes veranlassten Kindstötungen erhalten?«
»Nein.«
»Nein? – Sie erfahren nicht, wenn in Ihrem Regierungsbezirk eine Anzahl von Kindern umgebracht wird?«
»Aber hören Sie«, erwiderte Pontius Pilatus, »wenn die Ordnungsmacht einschreitet, so interessiert das nur insofern, ob die Aktion gelungen ist oder nicht. Erledigt der Tetrarch das Problem mit eigenen Mitteln und wird die römische Regierung nicht tangiert, ist das seine Sache.«
»Und wenn die Tötung völlig unberechtigt gewesen wäre, was hätten Sie dann veranlasst?« fragte Doktor Belli.
»Angenommen, es hätten sich Weiterungen ergeben und es wäre zu irgendwelchen Ausschreitungen gekommen, hätte ich Herodes ermahnt.«
»Ermahnt? Und angenommen, es hätte der Verdacht bestanden, hier wäre wirklich jemand geboren, von dem die Leute glaubten, er sei der künftige Herr der Welt und Herodes hätte die beschriebenen Maßnahmen nicht ergriffen, was hätten Sie dann unternommen?«
»Ich hätte den Tetrarchen in Ketten nach Rom zur Aburteilung verfrachten lassen. Dort wäre er als Verräter vom Tarpejischen Felsen gestürzt worden.«
»Was hätte die römische Staatsmacht gegen einen Messias gehabt?«
»Im Grunde gar nichts, erwiderte Pilatus. Das römische Imperium hatte nichts gegen irgendwelche religiösen Kulte. Von mir aus hätte dieser Kindgott auch in das Pantheon aufgenommen werden können. Sehen Sie: Wir beobachten einen ähnlichen Kult in Ägypten, Horus und Osiris.

Auch hier eine heilige Mutter, die einen Kindgott im Schoß hält. Und die Geschichte, dass erleuchtete Männer auf der Suche nach einem Kind sind, das die künftige Gottheit verkörpert, ist eine archaische Stereotype in vielen Glaubensgemeinschaften. Alles das interessiert Rom nicht. Die Toleranz ist aber dann zu Ende, wenn ein von uns beherrschtes Volk unsere eigenen Götter nicht respektiert, insbesondere die Göttlichkeit unseres Imperators in Zweifel zieht. Die Juden – das sage ich ausdrücklich – bewegen sich hier auf einem schmalen Grat. Wir haben es gerade noch hingenommen, dass Herodes einen Jahwe-Tempel in Jerusalem gebaut hat. Aber wenn er hier neue Messias Bewegungen ins Kraut hätte schießen lassen, so kennen Sie die Folgen.«

Hier hakte Dr. Belli ein und erklärte den frommen Schwestern, was Pilatus gemeint hatte: »Die Folgen, verehrte Geschworenen, sind bekanntlich 70 Jahre später unter Titus eingetreten. Jerusalem wurde dem Erdboden gleich gemacht, die Juden vertrieben und anstelle des Herodestempels wurde ein römischer Junotempel errichtet. Mit anderen Worten: Der so von der Anklage und von dem Evangelisten Lukas Verteufelte war mindestens in seiner Regierungszeit ein Retter seines Volkes. Er nahm schweren Herzens das geringe Opfer in Kauf zur Rettung der übergeordneten Interessen. Herr Schmitz-Emsland spürte, dass es jetzt kritisch wurde, zumal der Vorsitzende Schlichte-Mitte aufmerksamst mit großen Augen und gelegentlichem Nicken das Ergebnis verfolgt hatte. Wer könnte helfen? Was konnte er auf die Waagschale legen? – Maria und Joseph auftreten zu lassen, fand er degoutant. Von den Hirten auf dem Felde war nichts mehr bekannt. Die hatten sich zwar durch die Geburt beeindrucken lassen, der Eindruck schien aber folgenlos geblieben zu sein. Es gab noch die Engel. Nein: Hier eine gute Nonne im Engelsgewand auftreten zu lassen, wäre eine reine Katastrophe. Bleiben also noch die Heiligen Drei Könige oder doch wenigstens einer von denen. Wer könnte sich hier glaubhaft hineinversetzen? Er kannte da einen, der schrieb irgendeine sozialrechtliche Diplomarbeit über das Hospiz. Kein übler Bursche, vielleicht auch gescheit, aber ein Softie, mit milden braunen Augen, ein wenig weg von der Realität, eben ein menschenfreundlicher Sozialfreak und Lau-Bader. Sollte er diesen dem Doktor Belli zum Fraß vorwerfen? – Er konnte sich diese arrogante, bösartige Fragerei schon vorstellen. Was sei er gewesen? Aha, Sterndeuter. Es heißt doch aber auch ein Weiser oder König. Was denn nun gelte? Woher komme er? – Ja, nichts Genaues weiß man nicht. Araber also! Schon was vom heiligen Krieg Dschihad gehört? – Geschenke gebracht? Wieviel Kilogramm in Gold, in Myrrhe, in Weihrauch? Und die Gegenleistung? Da muss doch eine Gegenleistung da sein! Wird hier ein Schläfer aufgezogen? Bildet sich hier eine neue Terrorzelle? – Von einem Stern geleitet? Und von einem Engel zurück? – Na, ja! So würden die Sarkasmen fortgesetzt. Am Schluss erhält Herodes den Heiligenschein und die aufgespießten Kinder sind eben Kollateralschäden, die damals wie heute im Staatsinteresse hinzunehmen sind. So konnte das Spiel nicht ausgehen! Auch auf die Gefahr des Misserfolgs hin: Die Chance, jetzt Belli plädieren zu lassen, wäre einfach unerträglich. Schmitz-Emsland ahnte die juristischen Deduktionen. So hätte

Belli doziert: Zur Rettung des eigenen bedrohten Lebens, d.h. im Zustande des übergesetzlichen Notstandes – eines ungeschriebenen Strafausschließungsgrundes –, habe er, Herodes, als Befehlsempfänger gehandelt. Nicht nur das: Herodes hätte sich zudem in einem schuldausschließenden Irrtum befunden. Belli hätte den Bundesgerichtshof im Fall Rehse aus den 60iger Jahren zitiert. Rehse war Beisitzer beim Volksgerichtshof gewesen. Er wurde freigesprochen, weil er – irrtümlich zwar – an die nationalsozialistische Ordnung glaubte und somit überzeugt war, recht zu handeln. Habe Herodes nicht etwa dasselbe getan? War die Ankunft des Messias nicht ein Angriff auf die Göttlichkeit des Kaisers? – Und war Herodes nicht der Überzeugung, dies sei ein schwerer Verstoß gegen die Rechtsordnung? – Wenn es sich aber so verhielte, hätte er mit dem Kindermord in Bethlehem nicht das Bewusstsein gehabt, Unrecht zu tun. Fehlte ihm also das Unrechtsbewusstsein, so müsse er auch nach heutigem Recht freigesprochen werden. Schmitz-Emsland war klar: Wenn das Stück so enden würde, dann hätte man ein sehr ärmliches Spektakel aufgeführt. So ärmlich und werteaushöhlend, wie die Wirklichkeit nach dem Rehse-Urteil laut BGH war. So entschloss sich also der Staatsanwalt trotz aller Gefahren, Melchior, den zweiten König, in den Zeugenstand zu rufen. Er, Schmitz-Emsland, durfte den Zeugen als erster vernehmen:

»Herr Zeuge, Sie kehrten mit ihren beiden anderen Genossen in Ihr Heimatland zurück, ohne Herodes nochmals aufzusuchen, obwohl Sie ihm das zugesagt haben.«
»Das stimmt. «
»Fürchteten Sie um Ihr Leben?«
»Das auch, aber das war nicht der eigentliche Grund.«
»Was war dann der Grund?«
»Der Grund war, dass wir nach der Epiphanie, nach der Erscheinung des Herrn, eine Wirklichkeit sahen, die Herodes nie hätte sehen können.
Herodes hätte einen Messias verstanden, der heimlich oder schon offen Macht in Händen gehabt hätte, so viel Macht, um die Herrschaftsverhältnisse der Welt zu ändern. Wir hätten ihm aber sagen müssen: Da liegt in Bethlehem ein Kind in der Krippe, hat keinerlei Macht und ist trotzdem der Messias. Für Herodes wäre das ein Widerspruch in sich gewesen, also erlogen, dazu noch in böser hochverräterischer Absicht. Ihm

wäre also nichts anderes übriggeblieben, diese Vorstellung aus unseren Köpfen, aus unseren Seelen herauszufoltern.«
»Herr Zeuge, wir sitzen hier über Herodes zu Gericht, was heißt denn Erscheinung des Herrn, was ist Ihre Epiphanie?«
»Das ist im Grunde«, so erläuterte Melchior, »etwas ganz Einfaches. Es ist der Umgang mit dem Unrecht. Sehen Sie: Sie finden nirgendwo auch nur einen Anhalt dafür, dass der spätere erwachsene Jesus den Kindermord angeprangert oder Herodes verteufelt hat. Er hat ihn nie mehr erwähnt.
Es war also das genaue Gegenteil dessen, was von einem Messias erwartet worden ist und noch erwartet wird. Er soll Gerechtigkeit schaffen. Das setzt voraus, dass das alte Unrecht beseitigt wird. Die Römer sollten ins Meer geworfen werden, die babylonische Gefangenschaft der Juden müsste gerächt werden, die Versklavung in Ägypten zur Zeit Moses entschädigt werden usw. So geht es bis heute: Immer braucht die Gerechtigkeit den blutgedüngten Boden des niedergeschlagenen Unrechts. Das ist nicht nur bei den Völkern so. Jeder Einzelne von uns ist davon ergriffen. Sehen Sie die Bitternis unserer Hospiz-bewohner. Immer wieder zählen sie – um ja nichts zu vergessen – vor sich selbst auf, was ihnen angetan wurde, wie gleichgültig die Kinder, wie unverständig die Frau, wie vergessen das einst Geschaffene ist.

Illustration: contactgrafik.de

Niemand will begreifen, dass dadurch Galle in den frischen Trank des Lebens geschüttet wird. Mehr noch: Dass das Stöbern im längst vergangenen Unrecht die Zukunft und damit den Sinn des Lebens verstopft. Unrecht, hohes Tribunal, ist unser ständiger Begleiter im Leben. Es ist wie das Unkraut

auf dem Acker, wie Hagel, Blitzschlag und Unwetter. Die Erscheinung des Herrn ist daher nichts weniger, als losgebunden zu sein von der archaischen Fessel, Unrecht zu beklagen, Unrecht beseitigen zu wollen. Unsere Geschenke – Gold, Weihrauch und Myrrhe – sind daher keineswegs als Almosen oder Tributzahlungen an den neuen Herrn zu verstehen. Vielmehr ist alles, was wir hergeben, was wir verzeihen, eine Bringschuld als Dank für die Köstlichkeit des Lebens.«

»Das haben Sie sehr schön gesagt« erwiderte Doktor Belli.
»Habe ich Sie richtig verstanden: Die Beseitigung vorgeblich alten Unrechts bringt die Nachfahren der Besiegten auf den Plan, ihrerseits das vorgebliche Unrecht zu beseitigen?«
»Ja, so ist es richtig.«
»Wenn das aber so ist«, so folgerte Dr. Belli, »schaffen wir durch dieses Tribunal nicht neues Unrecht? – Mehr noch: Handeln wir nicht direkt gegen den Willen dieses Messias, den wir doch vorgeblich sühnen wollen?«
»Aber Herr Kollege«, unterbrach Schmitz-Emsland ärgerlich. »Wo kämen wir mit dieser Auffassung hin! Sollen wir die Räuber, Mörder, Kinderschänder herumlaufen lassen, nur weil wir losgebunden, frei in die vermeintliche Köstlichkeit des Lebens taumeln wollen?« Milde-Mitte zeigte Erwachen an durch aufgeregtes Wimpernzucken über den starren Augen. »Scheint es nicht so«, fragte er bei Verteidiger und Staatsanwalt an, »als liege hier die grundsätzliche Frage offen, von welchem Standpunkt aus man die Vorfälle betrachtet. Ist die Sühne eine theologische Frage oder reicht das juristische Instrumentarium aus? – Oder ist es nicht so, dass je nach Zeit und Betrachter sich andere Sichtweisen einstellen? – Konkret: Ware es nicht denkbar, dass wir von uns aus nächstes Jahr neue Erkenntnisse haben und möglicherweise zu einer neuen Beurteilung kommen?«
»So könnte man es wohl sehen«, bequemten sich Verteidiger und Staatsanwalt einzuräumen.
»Dann wäre also, so folgerte Milde-Mitte messerscharf, der Streitstoff noch nicht erschöpft.«
»Nicht der Streitstoff, Herr Milde«, warf die ehrwürdige Mutter Oberin ein, »der Glaubensstoff, der Glaubensstoff!«
»Wie auch immer – Streitstoff oder Glaubensstoff – der Rechtsstreit ist jedenfalls für ein Urteil noch nicht reif«, resümierte Milde. Jetzt ließ er den Beteiligten keine Zeit, sich von ihrer Überraschung zu erholen. Schnell erhob

er sich, setzte sein Barett auf und verkündete den folgenden Beschluss: »Im allseitigen Einverständnis wird das Ruhen des Verfahrens mit dem Recht des Wiederanrufs jeweils zu Weihnachten angeordnet.«

»Wir haben also auch nächstes Jahr wieder ein Weihnachtsspiel? « fragte Schwester Kasta, errötend ob ihrer Keckheit.
»Ja, so ist es«, lächelte Milde mit großen Froschaugen. »Jedes Jahr ein neues Spiel. Weihnachten ist eine unendliche Geschichte.«

MEIN SCHÖNSTES WEIHNACHTEN
Weihnachten 2002

Auch als Großmutter fügte sie sich nicht in den Rahmen, der für sie vorgegeben war. Sie mochte nicht aufopferungsvoll die Aufzucht ihrer Enkel übernehmen, damit die Kinder sich beruflich entfalten könnten; ihr widerstrebte das Klischee, sie müsste den süßen Kleinen dauernd über den Kopf streicheln, ihnen Süßigkeiten zustecken oder gütige Weihnachtsgeschichten erzählen. Und heute wollte sie partout nicht händchengebend die Innenstadt durchstreifen. Also verabschiedete sie sich eher eine Spur zu barsch vom vorweihnachtlichen Einkaufsbummel und stieg absichtslos den Fußweg hinauf zu dem großen parkähnlichen Anwesen, das sie seit über 40 Jahren nicht mehr gesehen hatte und doch so gut kannte. Es hatte sich nichts verändert: Übermannshohe Eisenstacheten waren im 20 Zentimeter- Abstand in einen Sockel gemauert und durch Querverstrebungen schmiedeeisern verknotet. Diese Stacheten umstanden hellebardenartig das gesamte Gebäude. Hineinsehen konnte man nicht. Die uralte Thujahecke hinter dem Zaun erhob sich dicht an dicht über die Eisenspitzen hinaus. Der abweisende Eindruck wurde noch dadurch verstärkt, dass den Thujas ein intensiver, friedhofsartiger Geruch entströmte. Nur am prächtigen Tor zu der Frontauffahrt war ein Blick nach innen möglich. Viel war nicht zu sehen: Alte exotische Laubbäume, verstreut auf dem gepflegten Rasen und diverse Kieswege, die zu einem ganz hinten stehenden grauen vieltürmigen Gemäuer führten. Am ostwärtigen Ende des schlossartigen Gebäudes befand sich ein auf den Dachfirst gemauertes Kreuz. Offensichtlich zeigte es den Ort an, wo geistliche Andachten vollbracht wurden. Die Bevölkerung wusste eigentlich gar nichts darüber, was da drinnen vor sich ging. Außer einem alten tauben Gärtner sah man nie etwas Lebendiges, nie hörte man ein Geräusch. An sich hätten diese Unheimlichkeiten Gegenstand der Neugier sein müssen. Doch weil das schon Generationen lang so war und sich nicht verändert hatte, wurde das gesamte Areal bewusst gar nicht mehr zur Kenntnis genommen. Man wusste nur: In dem schlossartigen Gebäude war ein höheres Töchterinstitut

untergebracht, das von dem Orden Sacre Coeur betrieben wurde. Das Gerücht ging, es sei da drinnen so vornehm, dass Nonnen und Zöglinge nur französisch miteinander parlierten. Aber wie gesagt: Es war ein altes, morsch gewordenes Gerücht, zu schwach, um noch weitergetragen zu werden.

So stand sie also an dem Ort, der für sie beides war: Bedrückung und Erlösung. Mit elf Jahren wurde sie eingeliefert, schon eingekleidet, wie es der Vorschrift entsprach: Blauer wadenlanger Faltenrock, weiße Bluse mit ebenso weißen Strümpfen, schwarze Lackschuhe und bei kälterer Witterung eine blaue Strickjacke. Bei Andachten und Gottesdiensten musste zusätzlich ein weißer Schleier getragen werden, der den Kopf und das ganze Gesicht bedeckte. Entsprechend dem Gebot näherte sich Silvana, genannt Silvie, bei ihrer Inauguration furchtsam dem hohen Äbtissinnenstuhl, auf dem die Ehrwürdige Mutter Direktorin thronte. Auch die Ehrwürdige Mutter, vor einigen Jahren selig dahingeschieden, erinnerte sich sehr genau an die Aufnahme der kleinen Silvana Rosenzweig. Rosenzweig? – Deutete der Name nicht auf einen Ursprung hin, der – vorsichtig ausgedrückt, – nicht katholisch war? Beileibe war sie keine Antisemitin. Aber konnte die zweifellos erfolgte Taufe, die – ich will nicht sagen, Rasse, – aber doch die genetische Ausrichtung beseitigen? Böse Anzeichen, die sich leider bewahrheiten sollten. Und es kam noch etwas hinzu: Silvana war nicht adelig. Aufgenommen werden durften aber nur Mädchen von Stand, weil eben nur der Adel zu der Elite erzogen werden konnte, wie er das jahrhundertelang bewiesen hatte. Auch die Nonnen waren von Geburt her alle adelig; die Ehrwürdige Mutter Direktorin entstammte sogar dem Geschlecht derer von Battenberg, einem der ältesten und vornehmsten Adelshäuser. Es war nicht zu leugnen, dass die Ausbildung im höheren Töchterinstitut Sacre Coeur schon etwas wie eine Vorschule auf einen späteren Konfess darstellte, sozusagen eine Verlobungszeit mit unserem Herrn, wie die Ehrwürdige Mutter zu sagen pflegte. Tatsächlich entsprang aus den Schülerinnen der Nachwuchs für den Orden. Adel – auch bei den Schwestern – war ein wichtiger Grundsatz. Denn es war unabdingbar, dass man selbst mit den Familien, die um Aufnahme ihrer Kinder baten, nicht nur geistig, sondern auch blutsmäßig mindestens auf gleicher Augenhöhe stand. Wie sagte doch die Nachfolgerin beim Hinscheiden der Ehrwürdigen Mutter? – Sie beugte vor niemandem die Knie, außer vor Gott. Ja, und nun

kam also eine Silvana Rosenzweig mit zweifelhafter katholischer Abstammung und unzweifelhafter Nichtadeligkeit. Die Generaloberin glaubte das verfügen zu können, weil Herr Rosenzweig, bekannter Bankier, die finanziellen Fragen des Ordens tatkräftig und diskret löste und diese Angelegenheiten einem Status zufügte, der es erlaubte, sich Vermögensdingen nicht sorgenvoll zuwenden zu müssen. „Assez“, sagte die Ehrwürdige Mutter zu sich selbst. Assez – sie spürte den Keim eigener Widersätzlichkeit gegen diese Entscheidung der Generaloberin und damit eine Versuchung des Gehorsamsgelübdes. „Assez!“ Sie bemühte diesen Ausdruck gewöhnlich, um Diskussionen über Maßregeln zu ersticken. Nun wies sie sich mit „Assez“ selbst in die Schranken. Das Kind sollte den Klassenunterschied nicht merken. Nur: Der Klassenunterschied tat sich, wie sich spät erweisen sollte, von selbst auf. Mit 15 wurde Silvie in einem „Conceil Secret“, in einem allergeheimsten Ratschluss, entfernt. Es war künftig streng und unter Strafe verboten, diesen Vorgang auch nur zu erwähnen, geschweige denn, den Gründen nachzuforschen. Sie selbst, die Ehrwürdige Mutter, bewahrte diesen Vorgang in ihrem Herzen. Mit gleicher Intensität, aber weiß Gott nicht in gleicher Weise, tat dies auch Silvie.

Wie konnte es dazu kommen? – Ich will mit dem Schluss beginnen, obwohl die eigentlichen Ursachen dieser Ungeheuerlichkeit viel früher lagen, genauer gesagt betrug die Inkubationszeit bis zum Ausbruch genau ein Jahr. Also, wie kam es zum Ausbruch?

Es war im höheren Töchterinstitut eine lang gepflegte Tradition, dass die Mädchen vor den Weihnachtsferien noch einen Aufsatz zu schreiben hatten mit dem Thema: „Mein schönstes Weihnachten“. Das machte schon pädagogisch Sinn. Die Schülerinnen sollten sich bereits jetzt in Gedanken auf das zukünftige Fest vorbereiten, zum anderen konnten der kindlichen Phantasie noch rechtzeitig Zügel angelegt werden. Da beschrieben beispielsweise die kleinen Landpomeranzen des niedrigen Adels die Krönung des Weihnachtsfestes darin, dass beim Nachhausekommen sie einen Wurf von zehn Bernhardinerjungen erwartete, dass das treue Pferd Hans Tränen in den Augen hatte, als es wieder das dicke Mädchen sah, dass der Gelenkrheumatismus des Hundes Sultan am Heiligen Abend wie weggeblasen war. Die Flatterhaften sahen den Höhepunkt des Festes in einem unerwarteten Geschenk, einer Bootsausrüstung etwa oder eines Puppenherds, der richtig funktionierte. Schon bedenklicher war die

Schilderung über den unerwarteten Besuch der Cousinen, das Toben auf dem gefrorenen See, das Versteckspielen im Heuschober und die Glückseligkeit, in einem Bett schlafen zu dürfen. Da wurde es ernst, da standen Triebe auf, die eines Korrekturschnittes bedurften. Diese Übung wurde allsonntäglich nach der Messe von der Ehrwürdigen Mutter Direktorin höchstselbst vorgenommen. Nach dem gemeinsam gebeteten Confiteor, dem Bekenntnis vor Gott und der Heiligen Jungfrau, dass man Böses getan und Gutes unterlassen hatte, musste jedes Mädchen einzeln vortreten.

„Bekenne, mein Kind!“

„Ich weiß nichts, Mutter Oberin.“

„Dann gehe in dich mein Kind, erforsche deine Seele. Denn du musst wissen: Schweigen deutet Verstocktheit an.“

Ja sicher: Alles wollte man bekennen, aber traf man dann das, was der Ehrwürdigen Mutter während der Woche hinterbracht worden war? Bekannte man sich nicht unsinnigerweise zu Sünden, die gar nicht bekannt waren und hatte das eigentliche Delikt vergessen, was einem jetzt als arglistiges Verschweigen ausgelegt wurde? – Ach, eine Kinderwoche war ja so lang und es gab so viele Gebote und Verbote! Habe ich ein zweites Stück Kuchen genommen, ohne zu fragen? War es am Dienstag, dass ich mich eitel im Spiegel betrachtet habe? Ist heimliches gemeinsames Kichern aufgefallen? Oder lag ich nicht, wie es Vorschrift war, auf dem Rücken im Bett, sondern seitlich oder bäuchlings, wodurch bekanntlich unkeusche Gedanken schneller entstehen konnten? Was alles nahmen die geräuschlosen Schatten der allgegenwärtigen Nonnen noch auf? Das Päckchen von zu Hause, das ich nicht mit den anderen geteilt habe? Das ganz tief in der Matratze versteckte Poesiealbum mit verräterischen Bekenntnissen?

Auch die tölpelhaftesten der Zöglinge begriffen nach dem ersten Aufsatz, wie verkehrt es ist, das wirklich Schöne aufzuschreiben und dass es angezeigt war, nur das Schönste zu schildern: Nämlich die herrliche Menschwerdung Jesu im Stall von Bethlehem und das Gelöbnis, in seine Nachfolge einzutreten. Bei den gewitzteren Schülerinnen der höheren Klassen mehrten sich bei dem Aufsatz „Mein schönstes Weihnachten“ die guten Werke. Weil Adel verpflichtet, ist es das schönste Weihnachten, beim Verteilen der Suppe

in die dankbaren Augen der Armen zu sehen. Beglückend ist es für Waisenkinder, Handschuhe selbst zu stricken oder Freude in ein Altenheim mit vorweihnachtlichem Flötenspiel zu bringen. Wegen dieser Taten wurde man nicht vorgerufen; aber auch nicht für die abgrundtiefe Tat der Silvana Rosenzweig. Die Ehrwürdige Mutter kannte den Vorgang des vergangenen Jahres. Silvana bat – harmlos sich gebärdend, wie sie jetzt wusste – um Erlaubnis, in der Stadt Bastelmaterial für die Anfertigung von Weihnachtsgeschenken kaufen zu dürfen. Weil das so spezielle Sachen waren, konnte sie den Hausknecht nicht schicken. Das war schon der erste Fehler. Der zweite war: Es unterblieb die Kontrolle des Geldes. Das ermöglichte es Silvie am hellen Nachmittag – man stelle sich das vor: Am hellen Nachmittag – sich in ein öffentliches Cafe zu setzen und dort heiße Schokolade zu bestellen. Fraglos hätte diese Handlung bereits zur Relegation, d.h. zum Ausschluss aus dem Institut führen müssen. Aber es kam noch schlimmer: Sie bandelte in dem Cafe mit einem ausgemachten Halodri an! So schrieb sie es natürlich nicht in ihren Aufsatz. Geschrieben hatte sie:

Ich hielt den Kopf gesenkt, umklammerte mit beiden Händen meine Tasse und schlotterte vor Angst. So bemerkte ich nicht, wie Billy sich – er hieß sicher nicht Billy, nannte sich aber Billy the Kid – meinem Tischchen näherte und sich zu mir setzte. Er fragte mich, warum ich so verschreckt da säße. Weil er so freundlich lachte, erzählte ich ihm, was ich mit diesem Cafebesuch angerichtet hätte. Da lachte er laut und fragte, wie man denn Angst haben könne vor etwas, was man gerne tue und warum man einem ein so unsinniges Verbot auferlegen könne. Ich sagte, mir drohe die schlimmste Strafe: Der Ausschluss aus dem Internat. „Das ist ja phantastisch“, erwiderte Billy. „Denn eine schlimmere als die schlimmste Strafe gibt es nicht. Du kannst jetzt alles tun, ohne dass du mehr abbekommst als du wohl ohnehin kriegst.“

Beim Lesen dieser Stelle sog die Ehrwürdige Mutter hörbar die Luft durch die Nase. „Du kannst jetzt alles tun“, sagte er. Da stand es zwischen den Zeilen: Alles konnte sie tun! Alles hat sie getan! Mit ihm: Diesem Billy. Gar nichts hat er getan, nahm Silvie jetzt 40 Jahre später am Tor der höheren Töchteranstalt den Faden von damals auf. Er wollte mir nur beweisen, dass er überhaupt keine Angst hatte und dass er mir diese Kunst lehren wollte. „Du schreibst“, so sagte er, „deinen Eltern, sie bräuchten dich nicht zu den

Weihnachtsferien abholen, du würdest abgeholt und besuchtest vorher deine Tante.“ Wie dies dann geschah, wusste die Ehrwürdige Mutter aus eigener Erfahrung. Am Tag des Ferienbeginns, dem einzigen Tag, wo sich droben in Sacre Couer Leben zeigte, fuhren durch das geöffnete Tor dunkle Limousinen vor. Die wartenden Mädchen wurden von den Eltern abgeküsst, verabschiedeten sich von den Schwestern und wurden in die Limousinen gepackt. Inmitten aller dieser schwarzen Herrschaftskarossen fuhr plötzlich – was sage ich, fuhr – schwebte über den Kiesweg ein Buick, Jahrgang 1960, pinkfarben, mit offenem Verdeck, so etwa sieben Meter lang mit blanken chromverzierten Haifischflossen am Heck und Schlussleuchten, so groß wie ein mittlerer Fischteich. Am Steuer: Billy the Kid. Weltgewandt, ungeniert, mit gewinnendem Lächeln, Bussi hier, Bussi da. Kavaliermäßig verstaute er das Gepäck, kavaliermäßig hielt er den Schlag für Silvie. Der 8-Zylinder röhrte kurz auf und forthin entschwebten sie.

Die Tat hatte keine Konsequenzen, konnte sie nicht haben. Denn wäre die Tat öffentlich geworden, wie hätte sich die sorgsam gehütete Unschuld der Mädchen und wohlgemerkt auch die der jüngeren Schwestern im Zaum halten lassen angesichts eines 60er Buick, pinkfarben, mit offenem Verdeck? Alle ahnen, phantasieren, malen sich aus, was nach dem Davonrauschen auf diesen ewig langen weißledernen Rücksitzen des Buicks Jahrgang 60 stattgefunden hat. Ein noch gewichtiger Grund verhinderte die Konsequenz. Würde nicht Bankier Rosenzweig sie, die Ehrwürdige Mutter, verantwortlich machen? – Würde er nicht, und viele Eltern dazu, sie fragen, wie sie es zulassen kann, dass ein gewissenloser Verführer die ihr in Obhut gegebenen Mädchen in einen Buick, Jahrgang 60, sieben Meter lang, pinkfarben, mit weißer Ledergarnitur vor dem Institut in aller Öffentlichkeit einladen kann?

„Assez“, hauchte die Ehrwürdige Mutter verzweifelt.

Auch Madame Rosenzweig erfuhr Fürchterliches und ahnte noch Schrecklicheres. Heimgekommen war ihr Kind anderntags am Heiligen Abend und roch, roch impertinent nach Schweinestall. Ein schneller Rückruf an Tante Anna brachte Gewissheit: Silvie war nicht bei ihr gewesen, geschweige denn, hatte sie die Nacht bei der Tante verbracht. Die Nacht, mit wem? – Madame Rosenzweig sah einen Abgrund von Enthüllungen und

wohlbekannten Folgen voraus. Oh, mögen Gott und alle himmlischen Heerscharen sie und die ganze Familie davor bewahren. Was tun? Was tun heute, am Heiligen Abend? – Dieses undankbare, dieses verworfene Kind, nach Einzelheiten zu inquirieren? Das so Herausbekommene durch diskrete Nachforschungen verfestigen? Den Stab über die Unsägliche zu brechen? – Nein: Nie und nimmer! Sie, Madame Rosenzweig, würde es nicht überleben, diese Schande, die auf sie und die ganze Familie hereinbrechen würde. Alle Welt wüsste es: Wegen nächtlicher Männerbekanntschaften ist eine von denen aus dem hochvornehmen „Sacre Ceour“ herausgeworfen worden.

Das wusste die kleine Silvie damals noch nicht: Dass das Strafgericht nicht über sie hereinbrach, weil die, die es zu veranstalten hatten, – die Ehrwürdige Mutter und der Familienrat Rosenzweig – selbst Angst hatten. Aber es war eine andere Angst als die von Silvie. Sie sah, wie bei einem Unwetter, die schwefelgelbe, dickbäuchige Wolkendecke über sich, die alles Unheil bereit hält: Blitz, Sturm, Hagel, Wasserfluten. Noch ist nichts ausgeworfen. Aber die Stille, die bedrückende, atemabwürgende Stille. Komm Sturm, breche aus, fege mich hinweg, ersticke mich meinetwegen in den Schlammlawinen! Dein Opfer ist gelähmt und legt willig den Nacken zum Streich hin. Nur lauere nicht in der Stille! Doch die Feuerqualle rührte sich nicht von der Stelle. Sie starrte nur tückisch ihr Opfer an.

Äußerlich schien alles seinen normalen Gang zu nehmen: Die Feierlichkeiten am Heiligen Abend, die rituellen Zusammenkünfte mit den Verwandten zwischen den Jahren. Aber die Drohung, das künftige Verderben, standen über Silvie, ja, schienen gar körperlich greifbar. Ihr wurde eine Behandlung angediehen, wie dem Bangenden vor dem Urteilsspruch: Vorschriftsmäßig wurde sie verpflegt und eingekleidet, vorschriftsmäßig wurde sie angesprochen, vorschriftsmäßig war der Ausgang eingeteilt. Alles das erfolgte, aber nicht mehr. Eine unsichtbare Mauer hatte sich aufgetürmt zwischen denen, die angenommen waren und der Verfemten. Zurück im Internat, empfing Silvie dieselbe Stille. Sie war zur Unperson geworden, gehörte sozusagen nicht mehr dazu. Selbst am Sonntag nach der Messe hat die Ehrwürdige Mutter sie niemals mehr vortreten lassen, nicht einmal wegen etwelcher Sünden. Billy hatte gesagt, wenn das Schlimmste eingetreten ist, könne nichts Schlimmeres mehr dazukommen. Aber wenn das Schlimmste das ist, dass es gar nicht eintritt, sondern dich nur als

ungewisse Drohung umgibt, dich umlauert? – Billy hätte gesagt: Du musst dich verhalten, wie wenn du beim Skifahren oben an einem Steilhang stehst und Angst hast. Quere nie den Hang, weil du dich verkrampfst, weil du die falschen Bewegungen machst beim Wenden und gewiss stürzen würdest. Wähle immer die Diritissima! Nur sie gibt dir die Kraft, die Schussfahrt abzuschwingen, dein Schicksal zu beherrschen. Die Probe aufs Exempel kam eine Woche vor den Weihnachtsferien. Wie gewöhnlich wurde der Aufsatz geschrieben: „Mein schönstes Weihnachten". Silvie flüsterte über ihr Heft gebeugt zu sich: „Billy, heute nehme ich die Diritissima!" Die Diritissima: Das war die Geschichte von Billy und dem 60er Buick und es war die Geschichte, was nach dem Davonrauschen aus dem Internat geschah. So las es die Ehrwürdige Mutter:

Billy hatte eine Superidee. Er wollte eine Schweinezucht gründen. Eine Schweinezucht ist das einfachste Ding der Welt und wirft massig Geld ab, sagte Billy. Er hatte ein Schwein gekauft. Das Schwein war in einen Stall gesperrt und sollte bald Junge bekommen. Wir fuhren mit dem Buick zum Stall. Es war schon dunkel. Im Kerzenlicht sahen wir die Sau dick und rund auf der Seite liegen. Die Sau hieß Battenberg.

Schwester Notburga, die Deutschlehrerin von Silvie, hatte das schreckliche Werk schweigend nach einem Kniefall der Oberin gereicht. Diese las es bis zu der bewussten Stelle und erbleichte.

„Die Sau hieß Battenberg." So stand es unzweifelhaft im Heft und sie, die Schwester Oberin, stammte wie erinnerlich aus dem Geschlechte derer von Battenberg. Die Namensgleichheit konnte kein Zufall sein. Wer mit der Sau gemeint war, war offenkundig. Überhaupt war es eine kaum verschleierte Gotteslästerung. Der Stall von Bethlehem sollte umgewandelt werden in einen Schweinestall. Die Geburt des Herrn wurde verhöhnt mit einem Wurf Ferkel.

Es ging alles sehr schnell. Jetzt war nicht mehr sie, die Ehrwürdige Mutter, schuldig, sondern verantwortlich für das Gör waren allein und einzig die Rosenzweigs. Einzige Bedingung für das sofortige Ausscheiden von Silvana: Beiderseitiges striktes Stillschweigen über die Umstände. „Assez", so beendete die Ehrwürdige Mutter die kalte Unterredung mir den Rosenzweigs und entschwand.

Vierzig Jahre später erinnerte sich Silvie an diese Entlassung. Sie wäre jetzt gerne hineingegangen: Durch das Tor über die Kieswege, hinein in das graue Gemäuer zu dem wohlbekannten Klassenzimmer. Sie hätte sich dort auf eine Schulbank sitzen mögen, um mit den Mädchen den Aufsatz zu schreiben: „Mein schönstes Weihnachten." So hätte er gelautet:

Ich habe das damals mit Billy noch nicht so formulieren können wie ich es heute finde. Sicher, Billy war ein Spinner. Den Buick hatte er aus einem undurchsichtigen Handel erworben und das mit der Schweinemästerei war natürlich von Anfang an zum Scheitern verurteilt. Richtig war, dass er die bereits hochträchtige Muttersau in einem aufgelassenen Ziegenstall einer Verwandten untergebracht hatte. „Sie ist die erste ihres Geschlechts und viele werden ihr nachfolgen", so tönte Billy und fuhr fort: „In Österreich war das erste Geschlecht das der Battenbergs lange vor den Habsburgern. Deshalb soll die Sau Battenberg heißen." So fabulierte er damals mit mir die ganze Nacht. Er hatte noch einen dicken Band Brockhaus mitgebracht. Unter der Rubrik „Schwein" las ich ihm im Kerzenlicht, auf dem Koben sitzend, den Artikel vor. Er hoffte zu erfahren, wie man die Ferkel zur Welt bringt. Und ich las und las über Landschweine und Rassen, über Veredelung derselben und über Aufzucht. Nur über Geburtshilfe stand nichts. Die Sau, die Battenberg hieß, schaute mich ebenfalls hoffnungsheischend an. Leider vergebens. Die Ferkelchen flutschten dann in der Nacht von selbst heraus.

Was lernte ich von Billy? – Dass dann, wenn du in deinen Ansichten, deinem Verhalten, abweichst von dem, was dir vorgegeben wird, ja, wenn du allein erwägst, ob dieser Comment, diese Lehrsätze, dieser Glaube so unumstößlich sind, dann wirst du mit Hass und Verstoßung verfolgt. Und der Hass nährt sich noch durch die brünstige Phantasie, was wohl auf der weißen Lederbank des Buick, was wohl im Stroh des Schweinestalls Orgiastisches sich abgespielt habe. Aber dieses Wissen macht Weihnachten nicht schön. Allenfalls beweist es, dass dies schon immer so war, auch damals vor 2000 Jahren. Da wurden dem andersartigen Paar, die Frau dazu hochschwanger, die Türen zugeschlagen. Viel wesentlicher war: Dass ich wie ein Sittich aus dem von Billy geöffneten Käfig herausgeflogen kam. Das war nicht einfach. Wie oft wäre ich gerne in die Geborgenheit, in die Sicherheit eines eingezäunten und vorgegebenen Lebens zurückgekehrt. Denn draußen und allein, da hagelt es Schläge, immer wieder Schläge gegen den Normalabweicher, gegen den nicht Uniformierten, nicht im

Gleichklang marschierenden Störer. Doch es gibt auch Inseln des Bewusstseins: Sich eine Welt selbst erschaffen zu haben, das Geschenk des Lebens genützt, es ausgebaut zu haben in allen Höhen und Tiefen, mit eigenem spielerischem Versuch und Irren. Der Störer bin nicht ich, sondern diejenigen, die glauben, dieses Leben hinter Stacheten und Thujahecken einzwängen zu können und es erwürgen möchten in Geboten und Verboten.

Im Grunde war nicht das Zusammensein mit Billy im 60er Buick, auch nicht die Nacht im Schweinestall, das schönste Weihnachten. Das schönste Weihnachten war: Den Aufsatz zu schreiben, so wie er geschrieben wurde. Die Diritissima zu wählen, in der klaren Erkenntnis, vor die Ehrwürdige Mutter treten zu müssen. Ich trat ihr entgegen wie David dem Goliath: Gelassen, stark und ohne Angst. – Das war mein schönstes Weihnachten.

DAS CHRISTKIND IM LIMBUS
Weihnachten 2005

Er ist schon längst wieder auf Station und steht am Fenster seines Krankenzimmers. Immer wieder zieht er den Zettel hervor und versucht, die kryptische Botschaft zu entschlüsseln:

Wir feiern das Christkind im Limbus. Kommst Du?

Der Junge mit den wie Sofakissen aufgeschwollenen Lippen und diesem Zahngerüst im Mund hatte ihm diesen Zettel zugesteckt, drüben im Visitentrakt, wo sie sich jeden Tag um 11.00 Uhr trafen. Sie hatten keine Verabredung miteinander, weiß Gott nicht. Einzeln kamen sie aus ihren Stationen, belegten die wenigen Sitzplätze am Ende des Ganges, wurden einzeln in das Sprechzimmer aufgerufen, verließen es dann nach Ablauf der Prozedur. Derzeit waren es sechs, darunter zwei junge Frauen. Den gemeinsamen Nenner bildete der Name der Abteilung: Onkologie des Gesichts, des Halses und des Kehlkopfes. Das war auch die einzige Gemeinsamkeit. Denn jeder sah anders aus: War bei dem einen die Nase fest zugekleistert, so zog der andere über den offenen Kehlkopf die Luft wie eine Düse ein. Bei diesem kamen noch zwei Plastikröhrchen aus dem Hals, aus denen nach der Operation Liquor und Blut in die mitgeführten Glasflaschen floss. Die Mädchen schämten sich wegen ihrer verzerrten Clownsmünder, und der alte Mann trug einen abstoßenden Geschwulstballen am Unterkiefer. Einer brachte noch den Infusionsständer mit, weil die Flasche noch nicht abgetropft war.

Keiner sprach mit dem anderen. Nur einmal hat der eine Junge, der mit den Lippen wie Sofakissen, den anderen gefragt, wie der VFB gespielt habe. Der hat das Nuscheln aber entweder nicht verstanden oder selber nicht gewusst, wie der VFB gespielt hat. So zuckte er nur mit den Achseln, und damit herrschte wieder Stille. Das Einzige, was alle während des Wartens immer taten: Sie studierten ihre Mappe, die mitgeführt werden musste, wann immer sie das Zimmer verließen. Darin war alles aufgezeichnet, was

dieses traurige Leben betraf: Der Tag der Aufnahme, die unverständlichen Computerausdrucke über die Kernspintomographie, die Sonographie-Befunde, seitenweise vorgedruckte und unterschriebene Belehrungen über mögliche Nebenwirkungen der Eingriffe; jede Handlung, jede Beobachtung während und nach der Operation, alle Daten über Blut, Blutwerte und Befinden, über Vergabe von Tabletten und Spritzen: alles war sorgfältig dokumentiert. Ja, und dann war noch der pathologisch- anatomische Bericht, der die Tür zur Hoffnung endgültig zuschlug: Karzinom.

Warum schaute man jeden Tag in diese Mappe? – Was man verstand, hatte man schon x-mal gelesen. Und was man nicht verstand, blieb im Dunkeln. Allenfalls erhob sich ein dadaistisches Schauspiel: da zeigten sich im histologischen Bericht die Tumorzellelemente in soliden Arealen angeordnet, erkannt werden – welche Ehre – prominente Keimzentren. Der seromuköse Drüsenazinus bildet einen Halbmond, und es ist auch eine metastatische Tumoransiedlung mit von der Partie. Das alles war nichts Neues, trotzdem blätterte jeder in der Mappe, als sei dies das Buch des Lebens. Zugegeben: man hatte sich aneinander gewöhnt, ja es ging eine seltsame Beruhigung aus, wenn man gemeinsam wartend dasaß, in seiner Mappe blätternd. Aber Kommunikation fand nicht statt, bis eben auf diesen ominösen Zettel. Die Entschlüsselung des Textes ging zunächst rasch voran. Aus dem Lexikon erfuhr er, dass Limbus nach früherer katholischer Lehre so eine Art Zwischenreich sei, angesiedelt zwischen Himmel und Fegefeuer, in dem unter anderem die ungetauften Kindlein untergebracht seien. Damit war aber nichts gewonnen. Er dachte, dass die katholische Schwester Kraft ihres Gottesbundes die Verbindung zwischen Limbus und Christkind aufklären könnte. Stattdessen errötete sie tief auf seine Frage. Denn Limbus, so stellte sich heraus, war der im Krankenhaus gebrauchte Slang für die letzte Abteilung oben im zwölften Stock: die Palliativabteilung. Immer wenn er den Aufzug benutzte und diesen unheimlichen Zwölferknopf mit dem Schildchen »Palliativstation« las, da erschauderte er und unheimliches Grausen erfasste ihn. Dort oben also dem Himmel so nahe, da hauste der Tod mit seinen schwarzen Schwingen, dort hieß es für die Armseligen, dass sie niemals mehr das Angesicht des so weißen, so geschäftigen Krankenhauses zu sehen bekommen; ihnen blieb nur noch zu warten. Bald, bald ruhest Du auch. Ob er einst dahin verfrachtet würde? – Nein: denn der Herrscher über die Strahlen hatte ihn belehrt, dass bei ihm die

Bestrahlung nur kurativ, also heilend, nicht palliativ, also nur erleichternd, eingesetzt wird. Aber das hatte er gesagt: noch kurativ. Noch! Also nur vorerst? – Und da packte es ihn wieder, dieses Ungetüm von Krebs. Der Krake leuchtete giftig mit gierigen Augen, und die Fangarme umschlangen die hilflose Seele. Das erste Mal hatte diese unheimliche Gestalt ihren Schrecken gezeigt, als diese Unannehmlichkeit im Mund sich zu dem gemausert hatte, was es wirklich war: Krebs, bösartig. Die Ärzte hatten hier wie üblich eine euphemistische Bezeichnung: Mäßig differenziertes malignes Gewebe. Gar nicht mäßig! Unmäßig! Saumäßig! Und doch stimmte das gar nicht: Der Tumor war natürlich schon vor der Untersuchung da. Nur Du wusstest es nicht und warst gesund. Minuten später krank, tiefkrank gefühlt. Limbus also nannten sie in schwarzem Humor die Sterbeabteilung. Dorthin, an diesen Ort des Grauens sollte er gehen, sollten sie sich versammeln? Weihnachtlicher Totentanz? So weit war es noch nicht. Jetzt noch nicht. Noch nicht, sagte der Herrscher der Strahlen und funkelte mit den Augen gleich der Krake, in dem er das »noch« betonte.

Tatsächlich hatten sich die Jungen wie zu einem »Danse Funebre« verkleidet. Sie hatten ihre frisch gestärkten Operationshemdchen – hinten offen – angelegt, die Kunststoffhaube zierte ihr Haupt und allerliebst zierten die weißen Strümpfe, die eine Vorbeugung waren gegen ihre Beine. Ob darunter das dünne Wegwerfhöschen als Zeichen der Echtheit angezogen war, sah er nicht, wollte es auch nicht sehen. Jedenfalls kam er mit Herzklopfen hier oben an, nachdem er den berüchtigten Zwölferknopf im Aufzug gedrückt hatte. In einem mit hellem Holz, aber sonst leeren Raum hatten sie im Kreis auf dem Boden Platz genommen. Sie schwiegen, so wie sie jeden Tag um 11.00 Uhr beim Warten auf die Visite schwiegen, diesmal jedoch ohne Mappe. Wenn er so bizarr gewesen wäre wie die Jungen, hätte er sie begrüßt: »Willkommen im Club! « Aber er schwieg ebenfalls, setzte sich auf ein Kissen und versuchte, sein Herz zu bändigen. Irgendwelche Aufwartungen an Essen oder Trinken oder wenigstens Weihnachtsgebäck gab es nicht. Nicht einmal ein Tannenzweiglein oder Kerzen. Gedämpft brannte nur längs- und querseits die Nachtbeleuchtung. Nur die Bestrahlten trugen einen Flachmann mit sich, leider nur gefüllt mit Salbeitee. Der wurde laufend zugeführt, um den ausgebrannten Mund kurzfristig zu netzen.

»Ich möchte nur wissen, was wir hier sollen«. So schnarrte endlich der Kehlknopf mit pfeifender, künstlicher Stimme.

»Wir möchten unseren Neuankömmling trösten.« So erwiderte der philosophische Glatzkopf, dem die Chemo die Haare genommen hatte.

Trösten? Wir trösten? dachte er, wo wir es doch selbst sind, die des Trostes bedürfen. Ist es ein Trost, wenn wir dieser jungen Frau, die unter dem Schock des Urteils Krebs steht, erklären, dass alle von uns den Schock erleben, dass aber seltsamerweise der Schock wieder gegangen sei? – Trösten damit, dass zuweilen, nicht immer, die Verzweiflung wie Wellen einen überschwemmt, die Wellen sich aber ebenso unerwartet zurückziehen und heiterer blauer Himmel erscheint? – Stille, Nachdenken, Wärme strahlen zu der jungen Frau. Trost? – Trost der Gesunden ist, wie diese sich den Trost vorstellen. Er kann burschikos daherkommen (»Mensch, Du schaffst das schon wieder, was machst Du denn für Sachen«). Der Trost kann auch mit Wundererzählungen daherkommen, wer denn schon alles Krebs gehabt und den doch überlebt habe. Und Trost kommt mit der Fülle der neuen und alternativen Mittel von Mistelkuren bis zu Genänderungen, Softbestrahlung und Spaß-Chemo. Und natürlich der Rat über tausend Kapazitäten und Heiler. Trost drückt sich auch in der Erzählung eigener Leiden aus: dem Bandscheibenvorfall, dem man auch mit Strecken nicht beigekommen ist, die drei Operationen am Knie, die zunehmende Allergie gegen Nüsse und Laktose. Der Trost der Gesunden ist im Grunde ein Trost für sie: Die unangenehme Unordnung zu beseitigen, das Leben weitergehen zu lassen mit den täglichen Sorgen über Weib und Kind, über Recht und Unrecht, über Einkommen und Rente, über Preise und Fortschritt, über Wettbewerb und Stagnation, über Stress und Urlaub. Den Kranken, so meint dieser Trost, soll dies alles nicht stören, soll nicht in das Zeitrad eingreifen, soll wieder normal werden oder wenn nichts mehr hilft, ja dann … Aber nein, so ist es nicht gemeint. Nur erwartet der Gesunde, dass von seinem Trost der Kranke gestärkt und erheitert ist und in feuchter Dankbarkeit zurückbleibt. Trost bei den Gesunden ist ein Einmaltrost. Denn man kann doch nicht ständig von demselben plappern, von dem »Du schaffst das schon« bis hin zur Aufzählung der Wunderheilungen. Hat man also Trost gespendet, so ist es einem peinlich, hinfort etwas über die Krankheit zu sagen, am besten ist es, dem mit bösartigem Geschwulst

Gezeichneten aus dem Weg zu gehen, am besten vor allem für ihn, den Gezeichneten, um ihn – feinfühlig wie man ist – nicht an die eigene Gesundheit zu erinnern.

Wie wenn alle dasselbe gedacht hätten, brachte der Junge mit dem Zahngerüst so halbwegs verständlich hervor: »Wisst Ihr, der Gesunde versteht den Kranken nicht.«

»Und umgekehrt« so ergänzte der Chemo-Philosoph, »der Kranke versteht auch den Gesunden nicht mehr.« In der Welt der Gesunden ist der Krebs ein Defekt, ein Mangel, der den Betroffenen anhaftet: die Zellen haben sich entartet und diese Entartung gehört herausgeschnitten, ausgemerzt mit Messern und Strahlen (die Softies erschrecken darüber und bieten Entfernung mit Hilfe von Tees, Pflanzensäften, Meditationen und Ernährungsumstellungen an). Zauberworte wie Antioxidantien und freie Radikale sollen das Gespenst vertreiben. Der Defekte soll wieder zu einem Mängelfreien gemacht werden! Also spielt er den Gesunden, stärkt sich mit der Vorstellung, dass der böse Geist niedergerungen sei mit Stahl und Zauberworten. Plötzlich ist er aber wieder da, voll ausgebildet: Der Krake mit den erstickenden Fangarmen. Er spottet dem Einwand, dass die letzte Untersuchung noch gute Werte gebracht habe und wie King Kong wirft der Übermächtige die Zwergenarmee der Makrophagen den Uniformen des Immunsystems wie Streu von der Tenne des Lebens. Man ist da, wo man schon immer war. Sind die Ärzte schuld? - Aber nein: Sie haben ein Boot, in das sie dich aufgenommen haben, um auf dem Styx nicht unterzugehen. Sie wollen zurück zum Ufer der Gesunden rudern: nur sie kennen die Richtung nicht. Bestenfalls landen sie auf der Insel des Limbus: dem Reich zwischen Hölle und Himmel.

»Dort sind wir angekommen« dozierte der glatzköpfige Philosoph, »aber nicht als Mindere, sondern als Andere. Alle Werkzeuge der Gesunden – Macht-was-Strategie, Erfindungsgeist, Kraft, Überwindung, Tat – sind zerbrochen wie das Tragholz des Lastenträgers. Will sagen: Wir haben nicht etwas verloren, sondern wir sind von etwas befreit. Richtig: Zu hilflosen Kindlein sind wir geworden, wie hier das Christkind, das auch im Limbus ist. Hilflos heißt: Wir rücken instinktiv unter den beschützenden Flügel der Mutter, ihr Herzklopfen beruhigt die Furcht des Ausgeschlossenseins, ihr

Auge erhellt unsere Nacht. Glaubt ihr, dass sei Zauberei, Humbug ähnlich wie der hoffärtige wissenschaftliche Glaube, man könne den Kraken Krebs niedermetzeln? – Ihr könnt den Gegenbeweis erbringen, denn wenn das hilflose Kind Wärme und Geborgenheit sucht, so findet es diese, in dem es selbst Zuversicht, Freude, Erwartung ausstrahlt. Wie das Christkind. Ihr erfahrt also Erbarmen und Mitgefühl, wenn ihr die Mappe unserer Neuen vervollständigt. Mit Geschichten, Fotos, Zeichnungen, Erinnerungen, Freuden und Ängsten. Ihr helft dabei, ihr bisheriges Leben aufzufälteln, es erkennbar und erfahrbar zu machen für die, die sie verlassen müssen. Im Grunde ist es also ganz einfach, die Angst vor dem Limbus zu verlieren. Selbst Trost, Erbarmen, Wärme auszustrahlen! Denn dann ist das Tor offen, um die göttliche Zuversicht und Geborgenheit des Christkinds hereinzulassen. Du sagst ganz richtig, dass die Gesunden die Kranken nicht verstehen und umgekehrt. Das ist so, weil wir – nach außen hin zwar gleich – aber andere Wesen geworden sind. Die Dimension der Zeit, die für die Gesunden lebensnotwendig ist, ist uns geschwunden. Die Abfolge von Geschehnissen, wann und in welchem Abstand, was auf das andere folgt, wie ist im Voraus zu berechnen, wie der Verlauf geht, wann das Ereignis eintritt. Wir haben das nicht mehr. Wenn der Arzt sagt, Du hast noch einige Monate, drei Jahre zu leben, so ist das für den Gesunden eine Katastrophe, für uns hat das keine Bedeutung. Das kleine Kind, auch das hier in der Krippe, kann nichts damit anfangen, wie lange ein Tag ist, wie lange es dauert, bis es alt und sterblich ist; es fühlt nur, ob es mit Wärme ummantelt, ob es sanft gestreichelt wird, wenn es der Dämon anfällt, Verbindung spürt, wenn es Nahrung bekommt. Es ist wie wir! Wir sind Christkinder, wenn wir von unserer Insel nicht in das Land der Gesunden sehen, uns nicht künstlich deren Zeit, deren Kraft, deren Allmacht, deren Geschäftigkeit ansaugen wollen.«

Alle im Limbus nahmen das still auf und verschwanden dann hintereinander zu ihren Stationen. Anderntags aber saßen sie um 11.00 Uhr zusammen auf dem Gang vor dem Behandlungszimmer, still in ihren Mappen blätternd. Und es war sehr schön.

Nachwort von Prof. Dr. Tobias Brönneke
Mitherausgeber der Schriftenreihe des vunk - Forschung für die Zukunftsgesellschaft

Hans-Joachim Grupp („Donald“) war nicht nur ein begnadeter Geschichtenerzähler, er war auch ein sehr angenehmer Kollege und von den Studierenden geliebter akademischer Lehrer. Als Rechtsanwalt (eine Tätigkeit die er mit großem Einsatz und mit Freude neben seinen akademischen Pflichten als Hochschulprofessor wahrnahm) war er durchaus auch ein „Schlitzohr“: Er fand für ziemlich alle Probleme, die er zu lösen hatte, eine für alle Seiten interessengerechte Lösung – oftmals eine ganz andere, als die, die ein Gericht in einem streitigen Verfahren ausgeurteilt hätte. Gerne berichtete er eine Episode aus seiner Anwaltschaft, die möglicherweise vom Geschichtenerzähler ein wenig legendenhaft zugespitzt war: „Wissen Sie, sie müssen auch mit den Mandanten zuweilen so umgehen, dass Sie alle Aufgaben erledigt bekommen, die Mandantschaft aber zugleich zufrieden stellen.“ So oder ähnlich leitete er diese leicht maliziös erzählte Begebenheit ein. „Da war die Mandantin – nennen wir sie Freifrau Dora – die am Telefon erzählte und erzählte und mir die Zeit raubte. Wenn Dora mich in der Kanzlei anruft, ziehe ich nach spätestens zwei Minuten die rechte Schreibtischschublade auf, lege den Hörer hinein, um ihn von Zeit zu Zeit hochzunehmen, um `hm, hm, ja, ja‘ oder ‚sehr wahr!‘ mit nachdenklich sonor klingender Stimme zu bemerken. Wenn die gute Freifrau dann lange genug geredet hat, spätestens, wenn ich aus dem Hörer kein unverständliches Gemurmel mehr höre, dann frage ich nochmal gezielt nach, um die Fakten zu erfragen, die ich für die Bearbeitung des Falles brauche.“ Herrlich unverschämt, aber wirksam und im Grunde gleichwohl herzensgut!

Was mich anbetrifft, war Prof. Grupp mein Vorgänger im akademischen Rechtsamt der Hochschule, d.h., er war für einen geringen Nachlass an Vorlesungslast („Deputat“) so etwas wie der Justitiar der Hochschule. Als er aus dem aktiven Dienst an der Hochschule altersbedingt ausschied, riet er mir als seinem Nachfolger in diesem akademischen Amt, nur ja kein Gerichtsverfahren mit einem gegen die Hochschule lautenden Urteil

ausgehen zu lassen. „Ich habe dreißig Jahre vor mir hergetragen, dass ein Grupp kein einziges Verfahren verloren hat“, dass es also gar keinen Sinn machen würde, gegen ihn zu klagen. Sollte z.B. ein Student mit seiner Beschwerde gegen einen Rauswurf aus der Hochschule („Zwangsexmatrikulation“) recht haben, werde er, Hans-Joachim Grupp – Leiter des Rechtsamts der Hochschule – ihm zu seinem Recht verhelfen. Wenn mit ihm dagegen nichts zu machen sei, brauche man sein Geld auch nicht unnötig in einen verwaltungsgerichtlichen Prozess zu stecken. Auf welchen Wegen man auch bei durchaus rechtlich unklaren Verfahren negativ ausgehende Gerichtsentscheidungen sicher erreichen kann, werden die praktisch tätigen Juristinnen und Juristen unter den Lesern wissen; alle anderen will ich damit nicht langweilen.

Nun befand die Hochschulleitung, dass mit dem Rechtsamt auch das alljährliche Erzählen der Weihnachtsgeschichte bei der gemeinsamen Weihnachtsfeier der Hochschulbediensteten und Mensamitarbeiter verbunden sei. Ich dachte mir dagegen „Schuster bleib bei Deinen Leisten.“, zumal die Erwartungen nach den vielen Jahren wunderbarer Grupp‘scher Weihnachtsgeschichten in den Belegschaften von Hochschule und Mensa nicht eben gering waren. Lediglich ein einziges Mal gelang es der damaligen Prorektorin Prof. Dr. Katja Rade, mich zu einem kurzen Beitrag anlässlich der Weihnachtsfeier zu bewegen. (Kollegin Rade war es übrigens auch, die mich animierte, die Forschungsgruppe „vunk“ zu gründen und über kurz oder lang in ein ordentliches Institut zu überführen.) Ich habe meinen kleinen Beitrag zur Weihnachtsfeier beim Stöbern in unserer großen Holzkiste mit Weihnachtsdekoration tatsächlich wiedergefunden und war mit meinen damaligen Einfällen gar nicht unzufrieden. Da der Beitrag in ganz eigener Form versucht, an Hans-Joachim Grupps Weihnachts-erzählungen anzuknüpfen, darf ich ihn hier als Ergänzung den freilich viel wortgewandter geschriebenen, in diesem Band dokumentierten Geschichten anfügen.

Also *„Weihnachten ist eigentlich eine Rechtsfrage“*. Glauben Sie nicht? Dann lesen Sie mal:

Untersuchen wir einen praktischen Fall: Zu Weihnachten geschenkt – zu Ostern „kaputt“ (klar: das Fachwort lautet in diesem Fall „Obsoleszenz“). Vielleicht kann man das inzwischen nicht mehr funktionierende Geschenk umtauschen oder Geld

zurückbekommen. Mängelgewährleistungsrechte hat man nach § 438 i.v.m. § 434 Abs. 1 S. 2 Nr. 2 BGB bekanntlich, wenn ein Produkt nicht der berechtigten Kundenerwartung entspricht. Nur über die Klippe, wie denn die berechtigte Verbrauchererwartung aussieht, muss man noch hinweg: Der Opa hat sicher die nicht unberechtigte Erwartung, dass sich der Enkel noch nach langen Jahren beim Blick auf seine teure Armbanduhr an ihn erinnert. Nur: Der beschenkte Enkel ist seiner (im Design vielleicht doch etwas klobigen) Smartwatch spätestens überdrüssig, wenn die Version 2.0 auf dem Markt ist. Also hat er doppelte Freude, sich zu Ostern das Nachfolgemodell wünschen zu können.

Wessen Wünsche im Hinblick auf das Produkt sind nun für die berechtigte Verbrauchererwartung entscheidend: Ist Alter oder Schönheit maßgebend?

Je mehr ich drüber nachdenke, desto klarer wird es mir: Weihnachten ist im Grunde genommen ein einziges großes Rechtsproblem! Glauben Sie nicht? Alle, die das Privileg hatten, eine Rechtsvorlesung gehört zu haben, denken bitte darüber nach, was Ihnen zum Stichwort „absolutes Fixgeschäft" einfällt. Klar: der Tannenbaum, der am 27.12. angeliefert wird, und die entscheidende Frage, was daraus juristisch folgt.

Als Wirtschaftsjurist habe ich für Sie folgende Empfehlung für den Umgang mit Geschenken:

Schließen Sie einen Nichtangriffspakt mit Ihren Lieben nach dem Motto „Wir schenken uns nichts!" Aber achten Sie drauf, dass der wasserdicht ist: Regelmäßig halten sich in unserer Familie die Schwägerinnen nicht dran … Ohne dass die mitunterschreiben, wird das nichts. Und sehen Sie saftige Vertragsstrafen für den Verletzungsfall vor: Vielleichteinen Geschenkgutschein?

Aber wenden wir uns dem eigentlich gefeierten Ereignis zu, das strotzt nur so vor juristischen Fragen: Was wäre, wenn das römische Bundesverfassungsgericht im Jahre Null dem Kaiser Augustus bei seiner beabsichtigten Volkszählung einen Strich durch die Rechnung gemacht hätte: Hätten sich Josef und Maria unter Berufung auf das Recht auf informationelle Selbstbestimmung gegen die Befragung durch römische Zöllner gewehrt, wäre eine einstweilige Verfügung mit einem Volkszählungsstopp mehr als wahrscheinlich gewesen. Vielleicht wäre dann auch die Flucht nach Ägypten überflüssig gewesen – übrigens: So ein Obdachloser semitischer Herkunft samt Mutter und männlichem Begleiter, der nicht der Vater ist – ob der eigentlich unter die Genfer Flüchtlingskonvention fällt? Immerhin sind die noch mit einem ordentlichen Esel und nicht mit einem nur vermeintlich abgasarmen Diesel gereist. A propos himmelschreiender Regelbruch: Wo blieb eigentlich im Jahre Null die himmlische Compliance-Abteilung? Die vorbehaltlose Entgegennahme von Weihrauch und Myrre ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Chefs mag ja noch als konventionelles Höflichkeitsgeschenk

unterhalb der Bestechlichkeitsgrenze gelegen haben, aber für Gold wird man das nicht sagen können…

Soweit mein bescheidener Beitrag zur Weihnachtsfeier der Hochschule im Jahre 2015; die Analyse der deutschen Weihnachtsbräuche aus physikalisch-technischer Sicht von Professor Dr. Karlheinz Blankenbach (Fakultät für Technik), die Gedanken von Professor Dr. Helmut Wienert (Fakultät für Wirtschaft und Recht) aus volkswirtschaftlicher Sicht darüber, ob Schenken überhaupt sinnvoll ist sowie der Betrachtung über den Sinn des Schenkens aus verhaltensorientierter Perspektive von Professorin Dr. Christa Wehner (ebenfalls Fakultät für Wirtschaft und Recht) und schließlich die Betrachtungen von Professor Michael Throm (Fakultät für Gestaltung) zum Thema „Weihnacht aus einer künstlerischen Perspektive", können Sie in der Hochschulzeitschrift Perspektiven, Ausgabe 2015, unter dem Titel „Was Weihnachten so alles bringen kann. Nicht ganz ernst gemeinte fachliche Reflexionen über Weihnachten" nachlesen (im Internetangebot der Hochschule enthalten).

Dieser Band ist die zweite, um das Vorwort und dieses Nachwort ergänzte Auflage einer sehr schön gestalteten Print-Ausgabe, die der gute Freund von Hans-Joachim Grupp, der Unternehmer Günther de Temple, kurz nach dessen Tod 2005 herausbrachte. Freilich war diese Ausgabe „graue Literatur" ohne eine ISBN- oder ISSN-Nummer und konnte nicht käuflich erworben werden. Es war ein besonderes Privileg, wenn man einen Band hiervon geschenkt bekam. Einer dieser Bände steht immerhin in der Hochschulbibliothek Pforzheim; darin kann auch das seinerzeitige, anlässlich und im Eindruck des Todes des guten Freundes geschriebene Vorwort nachgelesen werden. Wir haben dieses in der vorliegenden neuen Ausgabe nicht abgedruckt, weil es doch eher an einen engen, zumeist persönlich mit Herrn Grupp verbundenen Leserkreis gerichtet war, für die auch der damalige Titel „Gesammelte Weihnachtsgeschichten" passend, weil es eben die Weihnachtsgeschichtssammlung des allen Besitzern des Buches persönlich bekannten Hans-Joachim Grupps war.

Einige der Weihnachtsgeschichten hatte Herr Grupp vor dem Aufnahmemikrofon seines Sohnes vorgetragen, der diese Geschichten noch mit eigenen Musikarrangements eingerahmt und auf CD-Rom gebrannt hat. Wir beabsichtigen, als Kostprobe eine Geschichte im Internet für alle

Interessierten zur Verfügung zu stellen, so dass Sie erfahren können, dass Prof. Grupp nicht nur gut schreiben, sondern eben auch mit einer angenehmen Stimme wirklich gut erzählen konnte. Sie finden die Geschichte hier: www.hs-pforzheim.de/vunk-schriftenreihe.

Auch für die Herausgeber der vunk-Schriftenreihe "Forschung für die Zukunftsgesellschaft" darf ich mich ganz herzlich bei den Kindern von Herrn Prof. Grupp, Frau Susanne Grupp, Herrn Florian Grupp und Herrn Matthias Grupp, für die Überlassung der Urheberrechte an den Geschichten bedanken und Frau Grupp auch für die tatkräftige Mithilfe bei der Realisierung der Neuauflage. Dank gebührt auch der Kanzlei Ladenburger, in der Hans-Joachim Grupp über Jahre mitgewirkt hat. Mit einigen der Partner und angestellten Rechtsanwälte der Kanzlei verband Prof. Grupp eine tiefe Freundschaft, was sich in der auch finanziellen Unterstützung seitens der Kanzlei zur Herausgabe dieser Neuauflage der gesammelten Weihnachtsgeschichten niederschlug. Dies ermöglichte es uns, u.a. einige neue Grafiken zur Illustration des Buches in Auftrag zu geben, die Constanze Spranger, die Inhaberin des Grafikbüros Contactgrafik, für uns besorgt hat. Dank ist auch den Korrekturleserinnen und -lesern Michael Bobrowski (Berlin), Dr. Johannes Brönneke (Bad Hersfeld), Prof. Dr. Ralph Schmitt (Karlsruhe), Prof. Dr. Joachim Quittnat (Pforzheim) sowie Prof. Dr. Barbara Tybusseck (Holzgerlingen) und auch der Sekretärin des vunk, Frau Martha Kast, geschuldet; da die Satzdateien der ersten Auflage nicht mehr verfügbar waren, blieb uns nichts anderes übrig, als die Texte mit einem OCR-Programm einzuscannen. Dies führte zu mannigfaltigen Fehlern, die ausgebügelt werden mussten.

Ich hoffe, Ihnen hat die Lektüre der Grupp‘schen Weihnachtsgeschichten viel Freude bereitet. Ganz im Sinne von Hans-Joachim Grupp wäre es, wenn sie die eine oder andere im Kreise ihrer Lieben oder im Kreise von Freunden in der Advents- oder Weihnachtszeit vorlesen würden!

Ihr

Tobias Brönneke

Forschung für die Zukunftsgesellschaft – Schriftenreihe des vunk

Forschung für die Zukunftsgesellschaft: nutzerorientierte Gestaltung von Technik, Wirtschaft und Recht am Maßstab von konsentierten Grundwerten unter Ausgleich widerstreitender legitimer Interessen.

Das Zentrum Verbraucherforschung und nachhaltiger Konsum | vunk bündelt die interdisziplinären Forschungsaktivitäten der Hochschule zu Fragen der Zukunftsgesellschaft. Es bietet eine Plattform für angewandte Forschung im Bereich der Verbraucher-, Nutzer- und Nachhaltigkeitsforschung. Es ermöglicht den Transfer sowie den Austausch und die Zusammenarbeit mit sowie auch in Bezug auf staatliche Stellen, Zivilgesellschaft, Wirtschaft, Medien und Politik.

Die Arbeit des vunk bezieht sich dabei auf die Erforschung, Mitgestaltung und Begleitung einer Gesellschaft der Zukunft, ihrer Technologie, Wirtschaft und rechtlichen Rahmenbedingungen, unter Ausgleich der vielfältigen Interessen. Maßstab dieses Interessensausgleichs bilden Grundwerte, auf deren Geltung sich eine Zukunftsgesellschaft übergreifend einigen kann; z.B. Grundrechte. In den Mittelpunkt seiner Forschung stellt das vunk den Nutzer und seine Beziehung zu Produkten, Geschäftsmodellen und (digitalen) Gütern.

Die Ergebnisse der Forschung im vunk fließen regelmäßig in die Lehre an der Hochschule zurück.

Die Herausgeber

Bisher erschienen

- Vanessa Schweikert, Das Lieferkettensorgfaltspflichtengesetz
  (vunk Schriftenreihe Nr. 1)
- Shirin Mayasilci, Inhalt und Bedeutung der neu ins bürgerliche Recht eingeführten Update-Pflicht
  (vunk Schriftenreihe Nr. 2)
- Hans-Joachim Grupp, Weihnachtsgeschichten aus dem Schwarzwald
  (vunk Schriftenreihe Nr. 2)

In Vorbereitung für Anfang 2024

- Heiko Steffens, Von der Arbeitsgemeinschaft der Verbraucherverbände (AgV zum Verbraucherzentrale Bundesverband. Strukturreform 1995 - 2001
  (vunk Schriftenreihe Nr. 4)
- Annalena Secci, Erstellen und Veröffentlichen von Fotos nach der DSGVO. Eine kritische Auseinandersetzung am Beispiel von Kinderfotos
  (vunk Schriftenreihe Nr. 5)